

Wohnungslose von der Straße lesen.
2,80 Euro, davon 1,40 Euro für den/die VerkäuferIn

[soziales/politik/wirtschaft/kunst/kultur](#) [fiftyfifty.de](#)

**KAUFEN
LESEN
HELFEN**

**Almosen?
NEIN DANKE!**



Lieder aus
dem Rinnstein

Stimmen von unten,
wiederentdeckt
nach 100 Jahren

Liebe Leserinnen und Leser,



Hubert Ostendorf ist Mitgründer und Geschäftsführer von *fiftyfifty*.
Foto: Peter Lauer

neulich besuchte ich wieder eine weiterführende Schule, um Schüler*innen im Bereich Gestaltung und Design dazu zu motivieren, Werbe-Postkarten und neuerdings Social Media Posts für *fiftyfifty* zu kreieren. Die zum Teil großartigen Ergebnisse der letzten Jahrgänge haben wir stets in dieser Zeitung und auf Facebook veröffentlicht. In diesem Jahr allerdings musste ich eine bittere Erfahrung machen. Die jungen Leute, eigentlich hochmotiviert, baten um ein anderes Thema. Sie könnten mit dem Medium Zeitung nichts anfangen. Ich wollte es genauer wissen und fragte, wer denn überhaupt unsere Straßenzeitung ab und zu lesen würde. Das Ergebnis war ernüchternd, geradezu niederschmetternd. Niemand. Junge Leute lesen keine Medien mehr auf Papier und für digitale Inhalte sind sie nur selten bereit, Geld zu bezahlen.

Was bedeutet das für die Zukunft von *fiftyfifty*, für die Zukunft von Straßenzeitungen? Ich befürchte, wir kommen wohl nicht umhin, festzustellen, dass wir den Anschluss an die junge Generation verloren haben. Dabei ist die Bereitschaft, Obdachlosen auf der Straße zu helfen, groß. Im letzten Monat haben wir zusätzlich zum Magazin 10.000 Aufkleber der Toten Hosen angeboten. Sie waren nach nur einer Woche vergriffen. Auch unser Straßenhunde-Kalender läuft gut, da das Medium Kalender eben prinzipiell noch funktioniert.

So lange wir keine Alternative haben, womit Obdachlose auf der Straße Geld verdienen können, ist es wichtig, für den Erhalt von *fiftyfifty* und Straßenzeitungen zu kämpfen. Jeden Monat werden durch den Verkauf dieser Zeitung völlig unbürokratisch über 100.000 Euro umverteilt – zwischen Menschen, die etwas haben, und sei es nur wenig, und Menschen, die nichts haben. Das müssen wir erhalten. Zudem ist es wichtig, dass Begegnungen stattfinden. Dabei ist Hilfe durchaus keine Einbahnstraße. Die obdachlosen Verkäufer*innen leisten einen wichtigen Beitrag als Straßenseelsorge*innen, Kummerkästen und Expert*innen in Sachen Einsamkeit und Not.

Danke, dass Sie *fiftyfifty* gekauft haben. Danke, dass Sie sich für unsere wichtigen, guten und kritischen journalistischen Inhalte interessieren. Bitte empfehlen Sie uns weiter. Bitte kaufen Sie, wenn möglich, zwei Zeitungen pro Monat und verschenken Sie eine. Damit unser Projekt *fiftyfifty* nicht untergeht.

Herzliche Grüße, Ihr

fiftyfifty
retten und
zusätzlich
digital
abonnieren.



Wir danken allen sehr herzlich, die die Projekte von *fiftyfifty* unterstützen und unterstützt haben. Unser Spenden-Konto lautet:
Asphalt e. V.,
IBAN: DE35 3601
0043 0539 6614 31
BIC: PBNKDEFF



// VERANTWORTUNG ZEIGEN – SICHERHEIT GEBEN. //

Die Provinzial unterstützt in Düsseldorf
mit sozialem Engagement und aktivem Ehrenamt!



Immer da. Immer nah.

PROVINZIAL

VERLOSUNGfiftyfifty verlost
2 x 2 Karten für 1. 12.**Jean-Philippe Kindler**
im zakk DüsseldorfE-Mail an:
m.risch@fiftyfifty-galerie.de

Lobbyismus war früher auch mal besser

Von Jean-Philippe Kindler

Will wegen der Staunässe „Deutschland umtopfen“: Jean-Philippe Kindler. Foto: Fabian Stürtz

W

as für eine unfassbare Nachricht: Bosse von großen Energiekonzernen haben also an der umstrittenen Gasumlage mitgeschrieben. Lasst es kurz wirken - ich sag's nochmal: Bosse von großen Energiekonzernen haben also an der Gasumlage mitgeschrieben. Und jetzt bittet Robert Habeck - er bittet! - die Konzerne, möglicherweise, wenn es sich irgendwie einrichten lässt, auf das Geld aus der Umlage zu verzichten, wenn es nicht wirklich vonnöten ist. Und ich sag mal so: Also wenn wir Vater Staat hierzulande haben, dann ist er einer dieser Helikopterväter, die das unverschämte Verhalten der eigenen Kinder stets irgendwie rechtfertigen - *also der Ruben hat 'ne ganz empfindsame Phase, 'ne ganz empfindsame Phase, der Violinunterricht läuft auch nicht so wie wir uns das vorgestellt haben, das ist 'ne ganz empfindsame Phase ...*

Meine größte Kritik an der Sache ist aber die folgende: Wie unendlich langweilig ist bitte Lobbyismus geworden? Früher musste man wenigstens noch ein paar Leute in dunklen Hinterzimmern schmieren, während man 'ne Zigarre geraucht hat. Heute hat man einfach eine gemeinsame WhatsApp-Gruppe und schickt sich nach verrichteter Arbeit noch lustige GIFs. Wirtschaftsbosse mischen

sich mittlerweile so unverhohlen in das politische Tagesgeschäft ein, dass du daraus nicht mal mehr einen schlechten Tatort mit Til Schweiger machen kannst. Und das ist doch der eigentliche Skandal der Sache.

Na ja, jetzt gibt es ja zumindest das nächste Entlastungspaket, 65 Milliarden schwer, und die Bundesregierung kann sich natürlich drauf verlassen, dass die wenigsten Journalistinnen und Journalisten nachrechnen: Vieles von dem, was im Entlastungspaket steht, steht nämlich schon im Koalitionsvertrag. Aber gut, das kenne ich von mir: Wenn ich damals im Schulflur stand und Julia gefragt hab, ob ich die *Hausis* abschreiben kann, dann war die Ansage von ihr auch immer: Ja, kannst schon machen, aber bitte nicht eins zu eins kopieren; kannst zwischendurch so ein paar Wörter auswechseln, damit es nicht so auffällig ist?

Diese Technik scheint die Ampel perfektioniert zu haben. **ff**

Gesendet im WDR 5-Morgenecho, 7. 9. 2022. Dass die Gasumlage in der ursprünglichen Form nun wohl doch nicht kommt, verdankt sich dem Sturm der Kritik, den sie auslöste. Red.

Jean-Philippe Kindler,

... geboren 1996 in Duisburg, arbeitet als Satiriker, Slam-Poet, Autor und Moderator. Seit 2016 mischt er in der Poetry-Slam-Szene mit, er gewann u. a. den NRW-Slam 2017 und die deutschsprachigen Meisterschaften in Zürich 2018. Für sein erstes Soloprogramm „Mensch ärgere dich“ erhielt er die St. Ingberter Pfanne und den Prix Pantheon. Inzwischen ist Kindler auch beim WDR 5 und beim WDR-Fernsehen als Satiriker und Talker aktiv. Mit seiner aktuellen Satireshow „Deutschland umtopfen“ gastiert er am 1. 12. im zakk Düsseldorf und am 8. 12. in der Zeche Carl, Essen. Kindler lebt derzeit in Düsseldorf.

SERIE
Begegnungen
auf der Straße



Drinnen und draußen

Es ist so widersprüchlich, wir müssen die Gesellschaft vor Straftätern schützen, wir müssen die Straftäter vor ihrer Sucht schützen. Brauchen wir Gefängnisse dafür? Foto: Kecko

Auf den Tischen stehen Pappteller mit Keksen und es leuchten sogar ein paar Kerzen. Als ich den Raum betrete, winken und nicken einige oder rufen: Hey Olli. Ich kenne die Hälfte der Anwesenden persönlich - Obdachlose, *fiftyfifty*-Verkäufer*innen, Drogenabhängige. Mit dem ersten Tisch gibt es zögerliches Händeschütteln. Wir wissen nicht so genau, ob wir es dürfen. Wenn die Gitter vor den Fenstern nicht wären, könnte man meinen, es ist eine ganz normale Adventsfeier. Ich begleite Pater Wolfgang, damals Gefängnisseelsorger, auf seinem Rundgang durch die Justizvollzugsanstalt. Ich bin erstaunt, wie viele Menschen ich hier kenne. Die Knäste sind voll mit armen Menschen, schießt es mir durch den Kopf. Bei Olaf rutscht mir dann raus: „Mensch, hier bist du, ich hab mich schon gefragt, wo du bist.“ Ich bin fast froh, Olaf hier zu sehen, hier auf der Adventsfeier für Inhaftierte in der Kapelle des Gefängnisses. Besser, als wenn er irgendwo einsam auf der Straße gestorben wäre, was wir in unserem Team schon befürchtet hatten.

Der Knast begleitet mich täglich in der sozialen Arbeit bei *fiftyfifty*. Meistens gibt es keinen Abschied, dafür immer ein seltsames Wiedersehen, nach Monaten, manchmal Jahren. Dann steht jemand in der Tür. Wir schauen uns an und wissen beide, dass Zeit vergangen ist. Wir sind älter geworden, hier draußen und da drinnen. Maria schaut mich an. „Du bist immer noch da“, sagt sie zu mir und lächelt. Und ich denke: Da bist du ja wieder, Maria. Vierzehn Monate hat sie gegessen. Kleine Ladendiebstähle, sechs Mal ohne Ticket gefahren, zwei Packs Heroin zu viel dabei - mehr als der Ei-

genbedarf. Ihre Geldstrafen hat sie nicht bezahlt, auch keine Ratenzahlung beantragt, deshalb musste sie die Strafe absitzen. Die Sucht, die Straße, wo schlafe ich heute, das war ihre Welt. Bis die beiden unscheinbaren Männer sie auf der Straße anhielten, Kriminalpolizei, es läge ein Haftbefehl vor. Ich weiß, dass Maria jetzt clean ist. Und ich bin leider auch ziemlich sicher, dass sie genau dahin zurückgehen wird, wo sie vor dem Knast aufgehört hat. Zu den einzigen Menschen, die sie kennt, die sie vielleicht bei sich schlafen lassen. Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, bis sie wieder Heroin nimmt.

Bei Chris ist es anders, er hat sechzehn Monate „Therapie statt Strafe“ absolviert. Dann ist er in eine Wohnung im Rahmen des Housing-First-Projektes von *fiftyfifty* gezogen. Er war super glücklich, alles schien gut zu werden. Bis eines Morgens die Polizei vor der Tür stand, Bewährungswiderruf, er musste für achtzehn Monate in Haft. Weil er Ärger in seiner Therapiegruppe hatte und die Einrichtung acht Wochen vor Abschluss verlassen hat. Warum wir jemanden einsperren, der sechzehn Monate versucht hat, sein Leben in den Griff zu bekommen, erschließt sich mir nicht. Chris sitzt also weitere achtzehn Monate ab. An dem Tag, als er rauskommt, laufe ich in der Beratungsstelle an ihm vorbei und denke: Komisch, den habe ich noch nie gesehen. „Olli, ich bin es doch, Chris“, ruft er mir zu. Er ist ein richtiges Muskelpaket geworden, er sieht blendend aus. Er hat stundenlang Sport gemacht im Gefängnis. Chris hat uns mehrmals angerufen aus Haft - und kann sofort wieder eine eigene Wohnung beziehen. Das habe ihn aufrecht gehalten im Knast, dass er wusste, dass es weiter geht, erzählt er uns. „Ich nehme keine Drogen mehr, ehrlich. Ich bin jetzt

über fünfzig. Es ist Schluss damit“, sagt er zu mir. Und tatsächlich, er ist jetzt seit Monaten draußen und schlägt sich tapfer. Und seine Wohnung hat er richtig toll eingerichtet.

Bei René hat der Wärter bei der Entlassung gesagt: „Herr Meier, ich will Sie hier nie mehr wiedersehen“ und ihm die Hand geschüttelt. René will auch nie wieder rein. Viele Jahre war er im Gefängnis, Stammkunde, zu viele Jahre, meint er heute, im Alter von 63 Jahren. „Ich hab viel Mist gebaut“, gibt er zu. Und wir wissen beide, wäre er nicht so lange eingesperrt gewesen, würde er wahrscheinlich nicht mehr leben. Die Sucht, die Straße, das hätte ihn umgebracht. Wie bei so vielen, die trotz jahrzehntelanger Heroinabhängigkeit über 50 Jahre alt geworden sind. Der Knast hat sie gerettet. Es ist so widersprüchlich, wir müssen die Gesellschaft schützen, vor diesen Straftätern, wir müssen die Straftäter vor ihrer Sucht schützen. Brauchen wir Gefängnisse dafür? René arbeitet gerade als Maler und ist zufrieden. Sein Abschied vom Wärter war hoffentlich ein Abschied für immer. Also bitte, nie wieder Knast.

Eine Rechtspflegerin der Staatsanwaltschaft Düsseldorf ist am Telefon. Die Frau ist hörbar erregt. Ob ich Herrn Peter Schmitz kennen würde. Der Staatsanwalt, ihr Vorgesetzter, hätte 1.500 Euro Geldstrafe verhängt wegen des Besitzes von zwei Gramm Marihuana, die Peter bei einer Polizeikontrolle bei sich hatte. Der Staatsanwalt würde gar nicht verstehen, dass Herr Schmitz sicherlich suchtkrank sei, er sei ja wohl auch im Methadonprogramm. Die

Warum wir jemanden einsperren, der in einer Therapie versucht, sein Leben in den Griff zu bekommen, erschließt sich mir nicht.

Geldstrafe wäre viel zu hoch, die könne Herr Schmitz ja gar nicht bezahlen und würde dann wieder ins Gefängnis müssen, das mache alles keinen Sinn, so die Frau weiter. Ob wir denn eine Ratenzahlung mit ihm auf den Weg bringen könnten. Das haben wir mit Peter gemacht. Er zahlt 25 Euro im Monat ab, über Jahre. Hätte er statt Marihuana zu rauchen zwei Flaschen harten Alkohol getrunken, wäre ihm nichts passiert.

Zwei Männer kommen in unsere Beratungsstelle. Sie sehen aus wie normale Klienten, Basecape auf dem Kopf, tätowiert. Bis sie ihre Polizeimarken ziehen und mitten im Raum Christian festnehmen. Mein Kollege und ich sind ziemlich sauer. Die Beratungsstelle sei ein Schutzraum, die Polizei würde das ganze Vertrauen kaputt machen durch solche Aktionen. Dann kommen Menschen irgendwann nicht mehr. Das sieht Hauptoberkommissar Bülow, der aussieht, als würde er gleich zum nächsten Hardrock-Konzert gehen, erwartungsgemäß anders. Haftbefehl zum Gerichtstermin sei nun mal ein Haftbefehl. Christian würde ja sonst nicht zum Termin erscheinen. Christian hat Tränen in den Augen, seine Freundin weint schon die ganze Zeit. Nach hitziger Diskussion laden wir Herrn Bülow zum Kaffee ein, um über die ganze Problematik mal in Ruhe zu reden. Wochen später kommt er tatsächlich. In unserer Beratungsstelle trifft er dann Christian wieder. Der Richter hatte ihn beim Termin freigelassen und lediglich eine Geldstrafe verhängt. Die beiden geben sich die Hand.

Am Ende der Adventsfeier singen 30 Männer „heilige Nacht“, dann gehen wir alle, ich raus in die Freiheit, alle anderen in ihre Zellen. Olaf ruft noch zum Schluss, er sei in zwei Wochen frei, dann komme er sofort zu *fiftyfifty*. Ich winke ihm zu, auf jeden Fall solle er reinschauen. Immer in der Hoffnung, dass es das letzte Mal war, im Knast. Dass er sich und die Gesellschaft ihm eine Chance gibt, ein Leben in Freiheit zu führen. **ff** O. Ongaro, *ff-Streetworker*.

zwischenruf

von olaf cless

Gerieben oder gequetscht

Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir. Getreu dem alten Pauker-Spruch brachten die zuständigen Behörden eine „Sammlung belehrender Aufgaben als Anhang zu den Volksschulrechenbüchern“ heraus. Im Herbst 1915 war das, und da die militärischen Spezialoperationen aller beteiligten Mächte auch das bevorstehende Weihnachtsfest todsicher wieder überdauern würden, trug das brandaktuelle Heftchen für kleine Rechenfüchse den unmissverständlichen Titel „Der Weltkrieg im Rechenunterricht“ (Druck und Verlag von L. Schwann in Düsseldorf). Zusammengestellt hatte es in patriotischem Geist der Regierungs- und Schulrat P. Klauke. Es muss mir wohl mal auf einem Flohmarkt in die Hände gefallen sein, ich schätze um die Zeit des deutsch-sowjetischen Röhren-Gas-Abkommens.

Da werden erst einmal „Größe und Einwohnerzahl der kriegführenden Mächte“ tabellarisch aufgelistet, woraus sich schon erste hübsche Aufgaben ergeben: „Berechnet, wieviel Einwohner bei den feindlichen Staaten auf 1 qkm kommen!“ Dann geht es um „Unser Heer“, bis einem der Kopf schwirrt von Kompagnien, Bataillonen, Regimentern, Brigaden, Batterien, Abteilungen und Eskadronen. Allein mit der exakten Aufschlüsselung eines Armeekorps wäre die Spalte hier schon voll. Da lobt man sich doch Aufgaben der Art: „Wie viele Stunden könnte eine 7,7 cm-Kanone schießen, wenn sie in der Minute 10 Schüsse von je 7 kg abgibt?“ (Und zwar Schüsse von den in Nowo-Georgiewsk erbeuteten 160000 Schuss Artillerie-Munition.)

Nach Klobeleien zum Seekrieg („Wieviel v. H. der gesamten englischen Handelsflotte sind vernichtet?“) oder zur Größe einer Milliarde, aufgetürmt in Markstücken („Der Kölner Dom ist 159 m hoch. Wievielmals so hoch würde die Säule als der Dom sein?“), folgt dann auch ein Abschnitt mit der Überschrift: „Wie der Plan unserer Feinde, uns auszuhungern, vereitelt wurde“. Ist man nicht gespannt wie eine Dicke Bertha bzw. ein Leopard-Panzer 2A7V, wie dies genau vereitelt wurde? Schon die erste von einem Dutzend Rechenaufgaben gibt Aufschluss: „Für den Stadtkreis Düsseldorf wurde angeordnet, dass Schwarzbrot auf 90 Gewichtsteile Roggen 10 Gewichtsteile Kartoffelflocken oder Kartoffelmehl oder 30 Teile geriebene oder gequetschte Kartoffeln enthalten solle. Wieviel v. H. beträgt der Zusatz?“

Die solchermaßen wohlgenährten Schulkinder legten unter Anleitung der „Zentralstelle für freiwillige Liebestätigkeit“ einen regen Sammeleifer an den Tag - sie sammelten Geld, Metall, Rosskastanien, Eichel und für die Soldaten draußen Strümpfe, Pulswärmer, Leibbinden, Zigarren und anderes Siegeszubehör. Schönes Zahlenmaterial für Regierungsrat Klauke, um noch mehr Rechenaufgaben fürs Leben zu entwickeln.



Schälen? Auf keinen Fall! Foto: Karin Schmidt / pixelio.de



Der Liedermacher Peter Rohland (1933-1966) brachte 1965 mit Schobert Schulz die LP „Landstreicherballaden und Lieder des François Villon“ heraus, auf der sie auch „Lieder aus dem Rinnstein“ sangen. Hier als Beispiel „Als wir jüngst verschüttjegangen waren“ (youtube).



Lieder aus dem Rinnstein

Deutschland vor 120 Jahren: In Berlin regiert der Kaiser, auf den Landstraßen ist die Armut unterwegs, auf der Suche nach Arbeit oder wenigstens Almosen. Ein junger Mann, Hans Ostwald, wandert mit, recherchiert, setzt sich mit Reportagen und Studien für durchgreifende Sozialreformen ein. Und er bringt eine aufsehenerregende Sammlung authentischer Lieder und Gedichte von der Straße heraus – derber Stoff statt verklärender Romantik. Jetzt wieder zu entdecken in einer höchst informativen Neuausgabe.

Eckensteher Nante

Der Eckensteher Nante
war seines Lebens satt,
weil er det Leben kannte,
weil ers jenossen hatt'.

Im Tierjarten, o wie schaurij,
Hing sich der Nante auf,
Im Tierjarten, o wie traurij,
Da endet sein Lebenslauf.

Schandarmen und Polizisten,
Mit de Rettungsmedaille jeziert,
Un andre jute Christen,
Die kamen heranmarschirt.

S'e schnitten ihn vom Baume,
Er schlug die Augen auf
Und kam aus seinem Traume
Und sprach voll Schrecken drauf:

„Alljütijer, hab' Erbarmen,
Mein Jott, wat seh ick hier!
In'n Himmel sind ooch Schandarmen? –
Nu is et aus mit mir!“

Berliner Volkslied. Sein Protagonist geistert schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Berliner Literatur. Das lebende Vorbild soll der Dienstmann Ferdinand Strumpf gewesen sein, der auf Kunden wartete, um ihnen in irgendeiner Form zur Hand zu gehen. Anscheinend hat er seinem Leben ein Ende gesetzt. Auch August Heinrich Hoffmann von Fallersleben hat ihn besungen.

Von Olaf Cless

A

n einem Dezembertag des Jahres 1901 wurde in Berlin die Siegesallee feierlich eingeweiht, „unter den Augen des Kaiserpaars“, wie ein Bericht vermerkt. Die Reihe brandenburgisch-preußischer Herrscherdenkmäler war nun komplett. Beim anschließenden Festmahl mit den beteiligten Künstlern hielt Wilhelm II. eine seiner unvermeidlichen Reden. Er sprach von der wahren, reinen, deutschen Kunst und grenzte sie scharf ab von „den sogenannten modernen Richtungen und Strömungen“. Wenn die Kunst, so wetteuerte der Monarch, „weiter nichts tut, als das Elend noch scheußlicher hinzustellen, wie es schon ist, dann versündigt sie sich damit am deutschen Volke.“ Kunst müsse erheben, „statt dass sie in den Rinnstein niedersteigt.“



Ein kurzes Radiogespräch über die „Lieder aus dem Rinnstein“, mit dem Mitherausgeber Heiner Boehncke

Der Invalide

Da steht der Mann mit einem Bein
Am Kirchentor jahraus, jahrein
Und bittelt um 'ne Gabe.
Die Kriegsmedaille einerseits
Und and'rerseits das schwarze Kreuz
Sind seine einz'ge Habe.

Fürs Vaterland im heil'gen Streit
Kam dieser alte Herr soweit,
Verlor den einen Schenkel
Ein Auge floß ihm auch noch aus,
Wie oft erzählt er doch zu Haus
Davon noch seinem Enkel.

Gar mancher geht an ihm vorbei
Der gibt ihm gar der Pfenn'ge zwei,
Sieht er die bunten Bänder.
Ich hab' auch 'mal 'nen Mann geseh'n,
Der gab ihm leider sogar zehn,
Der war so ein Verschwender!

Und jeder Vater zeigt voll Stolz
Dem Sohne jenes Bein von Holz
Und lobt die tapf'ren Zeiten.
Schön wär's, nähm' man den Vater her,
Verstümmelte ihn auch so sehr
Und ließ ihn tüchtig leiden.

Jakobus Schnellpfeffer

Jakobus Schnellpfeffer, mit bürgerlichem Namen Carl Georg von Maassen (1880-1940), war, man höre und staune, der Sohn des ehemaligen preußischen Finanzministers. Er sah sich als „hoffnungsloser Jurist“, der sich für Geistes- und Literaturgeschichte interessierte. Ostwald nannte ihn einen „Kerl voller Frechheit“.

Bienen

Bienen ziehen durch mein Hemd,
gestern und auch heute.
Ziehe kleines Bienchen hin
zieh' hinaus ins Weite.
Zieh' hinaus bis an das Haus,
Wo die Winden sprießen,
wenn du einen Kunden schaust,
Sag ich laß ihn grüßen.

Mit „Bienen“ sind Läuse gemeint, sie tauchen in den Rinnsteinliedern häufig auf. Obigen Text, eine Parodie auf Heines „Leise zieht durch mein Gemüt“, bekam Ostwald von einem gewissen A. H., der Kontakt hatte mit einer durch die nordafrikanischen Länder ziehenden Szene deutscher Tippelbrüder, den sog. „Orientkunden“. Mit „Winden“ sind die gefürchteten Arbeitshäuser gemeint.

Der Rinnstein, das war das Stichwort für einen, der das Leben auf der Straße kannte: Hans Ostwald, geboren 1873 in Berlin als Sohn eines vormals selbstständigen Schmieds, der nun in der Fabrik arbeitete, und einer Mutter, die mit Heimarbeit zum Überleben der Familie beitragen musste. Mit vierzehn verlässt der Junge die Schule und macht eine Lehre als Goldschmied. Als er den Gesellenbrief in der Tasche hat, geht er auf Wanderschaft, wobei er sein Berufsziel nur halbherzig verfolgt: Mal verkauft er sozialdemokratische Kalender, mal schließt er sich einer Theatergruppe an. Jedenfalls lernt er die Welt der Vagabunden, Kunden, Landstreicher, Arbeitsscheuen und wie sie sonst tituliert werden, aus der Nähe kennen, und bald entwickelt er auch den Drang, darüber zu schreiben - kleine Einakter, Kurzgeschichten, Reportagen, sogar einen Roman. Der Autodidakt mausert sich zu einem vielbeschäftigten Journalisten, seine Beiträge erscheinen unter anderem im *Vorwärts*, der *Leipziger Volkszeitung*, der *Berliner Morgenpost* und der *Frankfurter Zeitung*. Wie ein früher Günter Wallraff mischt er sich entsprechend „verkleidet“ ins Milieu, bekommt so auch Zugang in die einschlägigen, meist erbärmlichen Herbergen. Er sammelt und notiert sich auch eifrig Lieder der wandernden Bevölkerung, und als er 1903 den ersten von insgesamt drei Bänden veröffentlicht, nennt er die Sammlung, wohl eingedenk der abfälligen Worte von Kaiser Wilhelm, demonstrativ *Lieder aus dem Rinnstein*.

Stimmen aus einer unbekanntem Welt

Um seiner Textsammlung mehr historisches und literarisches Gewicht zu verleihen, mischt Ostwald auch passende Klassiker-Gedichte darunter - von Goethe, Schiller, Heine und anderen; auch um zu zeigen, „dass alle großen Dichter dem, was ich unter ‚Rinnstein‘ verstehe, durchaus nicht so fern stehen.“ Alles in allem scheint die Neuartigkeit und mitunter raue Authentizität des Buches ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben. Ein Kritiker schrieb: „Sein Stoffgebiet - Vagabunden, Tuppel-schicksen, Wanderbettler, Verkommene und Verlorene - interessierte. Die meisten Satten rieben sich daran. Die Verbitterten freuten sich des neuen Materials gegen diese nicht keck genug zu verhöhnende ‚beste aller Welten‘. Die Ästhetischen beschnüffelten verblüfft das famose neue ‚Milieu‘. Die Literarischen erfreuten sich dankbar der gefundenen Derbheit, mit der hier ein Kenntnisreicher seine Stoffe packte, seine Zerlumpten vor uns hinstellte. Ostwald (...) meint's zweifellos ehrlich. Es gilt ihm nicht die Pose und nicht die Sensation. (...) Wir fühlen: hier spricht die Wahrheit.“

Dass es ihm ernst ist, unterstreicht Ostwald damit, dass er im selben Jahr, also 1903, auch eine fast 300 Seiten starke, faktenreiche Studie veröffentlicht, Titel: *Die Bekämpfung der Landstreicherei. Darstellung und Kritik der Wege, die zur Beseitigung der Wanderbettelei führen*. Darin umreißt er anhand von Statistiken die Größe des Problems - über 250.000 mehr oder weniger Entwurzelte bevölkern seinerzeit die deutschen Landstraßen, Unterkünfte, Arbeitskolonien usw. - und untersucht die Ursachen dieses beständigen Stroms - Massenentlassungen und Aussperrungen in Industrie und Bergbau, verkrustete Strukturen im Handwerk, eine Landwirtschaft, die im Rhythmus der Jahreszeiten heuert und feuert, u. a. m. Er blickt auf die vielen Älteren, Angeschlagenen, Mittellosen, die unter die Räder gekommen sind, ohne Unterstützung dastehen und ihr Heil nun anderswo suchen, so wie viele andere auch: „Sie gehen lieber hinaus in Wind und Wetter, leben heute gut, hungern morgen, schlafen in ekelhaften Betten, in Ställen, mal auch in besseren Herbergen (...), stehen immer unter polizeilicher Kontrolle - bleiben aber dafür frei von allen Verpflichtungen, die jeden, der im Orte geblieben und auf Kredit bis zum Wiederbeginn der Arbeit gelebt hat, wie eine Dornenhecke umgeben, ihm ein Aufsteigen, eine Zukunft versperren und ihn nicht seines gegenwärtigen, arbeitsreichen Lebens froh werden lassen.“



Als Corina S. mit ihrer Familie nach Deutschland kam, war sie auf Straßenmusik angewiesen, um ihre Familie zu ernähren.

„Für die Wanderarmen muss etwas Durchgreifendes geschehen“

Ostwald führt sehr genau die erbärmlichen Lebensbedingungen der Wandernden vor Augen, die mickrige öffentliche Unterstützung, die sie nicht vom Bettelzwang befreit, die Massenunterkünfte, die oft nur zu ertragen sind, „wenn der Genuss einer gewissen Quantität Schnaps die Sinne ein wenig abgestumpft hat“, die schlechte Ernährung, die fehlende ärztliche Betreuung und vieles mehr. Dieses ganze System, schreibt Ostwald, gleiche einer die Betroffenen „langsam aber sicher zermahlenden Mühle“. Es führe selbst die Defizite und Deformationen herbei, gegen die dann repressive Mittel helfen sollen: „Aus einem ehrlichen Arbeitssuchenden“ wird so zuletzt „ein arbeitsunfähiger, arbeitsscheuer Landstreicher, verfällt den Strafgesetzen und füllt Krankenhäuser und Gefängnisse. Dort kostet er dreifach so viel, als eine rechtzeitige Hilfe verursacht hätte - und ist er entlassen, ist er gesund oder hat seine Strafe verbüßt, so lebt er wieder auf der Landstraße“. Alles beginnt von Neuem - heute nennt man das Drehtüreffekt.

„Für die Wanderarmen muss etwas Durchgreifendes geschehen“, so Ostwalds Mantra. Nicht „Arbeitsscheu“ ist das Problem, betont er, sondern der Mangel an Arbeit. Nicht noch schärfere Kontrolle und Bestrafung tut not, sondern soziale Vorbeugung - ganz besonders eine allgemeine Arbeitslosenversicherung. Es sollte in Deutschland noch bis 1927 dauern, bis sie eingeführt wurde.

„Brennnesseln sind auch Pflanzen“

Seine gesammelten Lieder aus dem Rinnstein hat Hans Ostwald 1920 dann noch einmal in einem Auswahlband herausgebracht. „Man blättert gern in dieser Versgeschichte der Landstraßen und Asphaltgossen“, schrieb darüber Kurt Tucholsky. „Am rührendsten und künstlerisch stärksten scheinen mit die Kunden- und Dirnenlieder. Die Kunden, die fahrenden Sänger der Landstraße, die im kümmerlichen Kampf mit Gendarmen, Arbeitshaus und Hofhund aus alten Volksliedbrocken,

Frau Hartert

Frau Hartert war eine schöne Person am Magdeburger Platze. Sie half so manchem Herren „von“ zu einem reichen „Schatze“.

Und war ein Offizier im Druck - sie hatte Geld wie Häcksel! Sie wohnte zwar im ersten Stuck, doch machte sie Kellerwechsel.

„Man soll sich amüsieren bei mir!“ Das war ihre erste Devise - es gab das „zarteste Fleisch“ bei ihr und immer „junges Gemüse“.

Und schoß sich einer vor den Kopf von ihren reichen, feinen Besuchern, so war das eben ein Tropf! Es kümmerte weiter keinen!

Daß ganz zuletzt die Polizei sich einmischte, hat manchen verdrossen. Man hat natürlich nachher dabei die Öffentlichkeit ausgeschlossen.

Frau Hartert ist eine schöne Person, nun sitzt sie am See der Plötzen - wo werden wohl die Herren „von“ sich fürderhin ergötzen?

Hans Hyan

Hans Hyan (1868-1944) schrieb nach der Kaufmannslehre Kriminalgeschichten sowie Lieder für die Kleinkunstabühne. 1901 eröffnete er in Berlin ein Kabarett, das sich nicht lange hielt. „Frau Hartert“ beruht auf einem Fall von Wucher und Kuppelei, der 1898 vor Gericht kam. Die bei der Dame „verkehrenden Herren gehörten sämtlich den sogenannten ‚besseren‘ Ständen an“, schrieb eine sozialdemokratische Zeitung.

Not

All euer girrendes Herzeleid tut lange nicht so weh wie Winterkälte im dünnen Kleid, die bloßen Füße im Schnee.

All eure romantische Seelennot schafft nicht so herbe Pein wie ohne Dach und ohne Brot sich betten auf dem Stein

Ada Christen

Ada Christen (1839-1901), in Wien geboren, war Dramatikerin, Erzählerin und Lyrikerin. Ihr Vater hatte aktiv an der Revolution von 1848 mitgewirkt und war dafür zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt worden. So lernte Ada C. früh materielle Not kennen. Zu ihren literarischen Förderern gehörte Theodor Storm.

Seht dort die Zwei!

Seht dort die Zwei! Er spielt die Flöte,
und woll'ne Strümpfe strickt sein Weib,
im Korbe ruh'n zwei Dreierbröte
zur Nahrung für den siechen Leib.
Flütüh, flütüh! - wer gibt 'nen Groschen?
die Flöte lockt so flehend süß,
ihr steckt ja in den Glücksgaloschen,
euch ist die Welt ein Paradies.

Flütüh, flütüh - schon humpelt weiter
das eheliche Bettlerpaar,
ein einziger ist ihr Begleiter,
treu bis zum Tode, Jahr für Jahr;
sein Blick ist hohl, sein Gang gebrochen,
von Schwären sein Gesicht entstellt,
er nagt an einem kahlen Knochen
und heißt - das Elend dieser Welt.

Karl Henkell

Karl Henkell (1864-1929), geboren in Hannover, entstammte einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie. Sein erster Gedichtband wurde auf Grund der Sozialistengesetze als „gemeingefährlich“ verboten. Später setzte sich Henkell durch, Richard Strauss und Arnold Schönberg beispielsweise vertonten Gedichte von ihm.

Worten gelesener Zeitungsfetzen, aus verblassten Erinnerungen einmal erworbener Schulbildung ihre merkwürdigen Lieder zusammensetzten! Was da drin steht, ist den Worten nach ziemlich belanglos, aber alle diese Kundengesänge sind noch in der wütesten Lustigkeit unendlich traurig. Es ist immer, wie wenn einer nicht nur vor Trunkenheit schluckst, sondern auch, weil er etwas zu verschlucken hat, das er um keinen Preis an den Tag gelangen lassen will: Tränen.“ Tucholsky empfahl, die Rinnsteinlieder als Kontrast neben *Des Knaben Wunderhorn* aus der Romantik ins Regal zu stellen: „Die blaue Blume? Brennesseln sind auch Pflanzen.“

Vor Kurzem, also gut hundert Jahre später, sind diese „Brennesseln“ erstmals wieder erschienen, in einer von Heiner Boehncke und Hans Sarkowicz sorgfältig edierten, um eine Einführung in Leben und Werk von Hans Ostwald, umfangreiche Erläuterungen, Fotografien u. a. m. bereicherten und ansprechend gestalteten Neuauflage (Die Andere Bibliothek, Band 450, Aufbau Verlage 2022, 423 Seiten, 44 Euro). Alle hier wiedergegebenen Liedtexte haben wir daraus entnommen. **ff**

Fotos von Katharina Mayer

(ho). Katharina Mayer ist Professorin an der UE Hochschule in Berlin. Sie hat u.a. bei Bernd und Hilla Becher an der Kunstakademie Düsseldorf studiert. Ihr künstlerischer Ansatz ist umfassend. Obwohl zumeist nur als Fotografin wahrgenommen, beschäftigt sie sich zusätzlich mit Zeichnung, Bildhauerei, Inszenierungen, Literatur, Gesang und Stimme. Katharina Mayers Fotos erzielen hohe Preise und sind in wichtigen Sammlungen wie etwa die der Deutschen Bank, E.ON, Warwick Collection sowie Staatsgalerie Stuttgart oder Museum Kunstpalast vertreten und werden in Museen des In- und Auslandes gezeigt. Derzeit ist sie in der Ausstellung „Mahlzeit“ im Dommuseum Wien prominent vertreten. Am 19.11. zeigt die fiftyfifty-Galerie die Ausstellung „familia“, ein Konvolut ihrer Familienportraits, die sie seit 20 Jahren macht.



Die Fotografin Katharina Mayer (siehe Info-Kasten) im Selbstportrait als Straßenmusikantin in New York.



Blick auf Ruhe und Chaos

Sven Kroner mit einem Überblick seiner Malerei im Osthaus Museum Hagen

Sven Kroner,
Utopia, 2022, Acryl
auf Leinwand, 180
x 150 cm, Privat-
sammlung Frankfurt
a.M., © Künstler,
Foto: Wendelin
Bottländer

Ausstellungen von Sven Kroner sind ein großes sinnliches Vergnügen. Seine Bilder sind realistisch, dabei malerisch in leicht expressivem Gestus. Das Licht kommt von teils natürlichen, teils künstlichen Quellen, oft fällt es durch Glasscheiben und dehnt sich als Schlagschatten aus. Kroner widmet sich vorrangig landschaftlichen Situationen, kargen Besiedlungen mit nüchternen Wohnhäusern. Hinzu treten die Errungenschaften unserer Zivilisation, die noch Schneisen in der Natur zieht: auf Skiern, mit der Eisenbahn, dem Auto oder dem Flugzeug. All das ist als Panorama und in der Aufsicht erfasst und unterstreicht so die scheinbare Dominanz des Menschen. Aber plötzlich kippt die Wahrnehmung und in etlichen dieser meist großformatigen Gemälde liegen die Häuser, Schiffe, Kunststofffiguren als kleine Modelle - oder doch Spielsachen der Kinder? - im Atelier oder befinden sich wie ein vergangenes Ereignis in einem Diorama der naturhistorischen Museen. Die Malerei hinterfragt ihre Möglichkeiten, ihre Aktualität und ihre Rolle in der Gesellschaft.

Immer wieder sind die Folgen von Naturkatastrophen und der Erderwärmung zu sehen. Die Landschaft ist überschwemmt oder, im Gegenteil, das Wasser hat sich (wieder) zurückgezogen und ein riesiges Schiff ist gestrandet. Dann wieder hat ein Tornado Bäume entwurzelt. Die Bilder einer anderen Werkgruppe zeigen ein winziges Polarschiff, schlingernd zwischen Eisschollen, die sich auftürmen - und Caspar David Friedrichs Gemälde „Das Eismeer“ zitieren - und später zu Atelierdarstellungen mit zerbrochenen Rigipsplatten führen, die unter der Gewalt der Natur im heillosen Chaos zusammengedrückt sind, wie bei der Flutkatastrophe vor einem Jahr.

Das ist nur eine Lesart dieser Malerei, die ebenso auf unser alltägliches Leben und auf die Geschichte der Menschheit weist. Wie verbindlich und humorvoll sie dabei bleibt, bestätigt sich nun in der Präsentation im Osthaus Museum in Hagen. Neben der Brüstung mit der Aussicht auf die Halle hängt ein Gemälde mit einer Katze auf einem Stuhl, unter sich die (Miniatur-) Welt. Im langgestreckten Saal, der ansonsten Meisterwerke der Kunstgeschichte beherbergt, befinden sich „museal“ ganz wenige Bilder, die Sven Kroner schon vor halben Ewigkeiten gemalt hat und die sozusagen die „Retrospektive“ bilden. Am Eingang zur edlen Lounge hängt ein tristes Vorstadtbild mit einer provokanten Schrift auf einer verschneiten Autoscheibe. Und im engen Hagener Fenster erweitern Darstellungen eines Treppenhauses den Raum in alle Richtungen ... Sven Kroner wurde in Hagen mit dem Karl Ernst Osthaus-Preis für figurative Kunst ausgezeichnet, und auch wenn in seinen Bildern der Mensch meist nicht abgebildet ist, so weist doch alles auf ihn: wie er sich auf der Erde verhält und aufwächst, seine Spuren hinterlässt und wie er mit ihr - hoffentlich mehr und mehr verantwortungsbewusst - umgeht. **ff**

Thomas Hirsch

Sven Kroner:

Chroma, bis 13. November im Osthaus Museum Hagen,
Di-So 12-18 Uhr, www.osthausmuseum.de

Hauswirtschaftliche Dienstleistungen

Rufen Sie uns an.
Unsere Mitarbeiterinnen helfen Ihnen gern.

0211 1719342

oder info@casa-blanka.de

CasaBlanka.

Einkufen (wenn gewünscht mit Ihnen zusammen), **putzen**, **Wäsche waschen und bügeln** sowie alle anderen **Alltagshilfen**.
Oder einfach nur **zuhören** und **reden**. Ich bin für Sie da.
Zuverlässig, preiswert, kompetent. Ich verfüge über eine lange Berufserfahrung.

Rufen Sie mich an:

Florina Oprea

0157 73 50 74 37.

Ich freue mich auf Sie.

zakk... November 2022

Die zakk-Kneipe ist geöffnet:
Mittwoch bis Samstag ab 16 Uhr frische Waffeln, hausgemachte Pizza und vieles mehr!
Jeden Sonntag Sonntagsfrühstück!

Mo 31.10. **Halloween Party** Särge, Rauch & Rock'n'Roll!
Di 1.11. **Blond** „Blondinator Reunion Tour 22“
Fr 4.11. **Dein Papa ist auch HipHop** Die neue HipHop Party im zakk
Sa 5.11. **Straßenleben** Ein Stadtrundgang mit Wohnungslosen (Ausgebucht)
Sa 5.11. **MTV Music Week: Montreal** „Aber Diesmal Ganz Bestimm“ - Tour 2022
Di 8.11. **MTV Music Week: Pongo** präsentiert von WDR Cosmo
Do 10.11. **MTV Music Week: Muff Potter** „Bei Aller Liebe“ - Tour 2022
Fr 11.11. **Wir können auch anders: 50+ Party**
Die garantiert jugendfreie Party mit DJ Ingwart.
Sa 12.11. **Dekker** „I won't be your foe-Tour 2022“
Di 15.11. **Ride** „Nowhere (30th Anniversary) Tour“ 2022
Do 17.11. **Jens Heinrich Claassen** „Ohne Liebe rostet nichts“ prä. sein neues Soloprogramm!
Sa 19.11. **Stereolab** Avant-Pop from London
So 20.11. **Poesieschlachtpunktacht** Der Düsseldorfer Poetry Slam im zakk
Mo 21.11. **Die wundersame Welt des Sports** mit F. Eckenga, Prof. I. Froböse & Peter Großmann
Di 22.11. **Lotte** „Mehr davon“ Tour 2022
Do 24.11. **Sandra da Vina** Viva Da Vina! Premiere!
So 27.11. **Guido Höhne** Die Reise zum Weihnachtsmann Kinder-Zauber-Krimi
Mo 28.11. **Frischfleisch Comedy** Best Of 2022 Nachwuchscomedyshow
Silvesterparty 2022/23:
Ab sofort ist der Vorverkauf für die beliebteste Silvesterparty der Stadt eröffnet!
zakk.de · Fichtenstr. 40 · Düsseldorf

kanzlei für arbeitsrecht

silberberger.lorenz

kanzlei für arbeitsrecht – düsseldorf

gewerkschaftlich orientiert – fachlich kompetent – engagiert

wir beraten und vertreten beschäftigte, betriebs-, personal-, gesamtbetriebs-, konzernbetriebs- und eurobetriebsräte, gewerkschaften und arbeitnehmervertreter im aufsichtsrat

kooperationspartner: **münchen:** seebacher.fleischmann.müller – www.sfm-arbeitsrecht.de
hamburg: gaidies heggemann & partner – www.gsp.de
köln: towaRA:Arbeitsrecht GbR – www.towara.com

grabenstraße 17 · 40213 düsseldorf · fon 0211 550 200
kanzlei@sl-arbeitsrecht.de · www.sl-arbeitsrecht.de
Dr. Uwe Silberberger | Dr. Frank Lorenz | Anne Quante

Sie haben Bücher zu viel?

Wir kaufen jederzeit antiquarische Bücher, auch ganze Bibliotheken und Nachlässe, besonders aus den Bereichen Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Wir kaufen auch Originalgrafik und Originalfotografie.

Antiquariat Lenzen
Münsterstraße 334
40470 Düsseldorf
www.antiquariat-lenzen.de

Tel: 0211 - 15 79 69 35
Fax: 0211 - 15 79 69 36
info@antiquariat-lenzen.de

Unser Herz schlägt für Düsseldorf.

Und für alle Menschen in unserer Stadt.

Deshalb fördern wir die verschiedensten sozialen Projekte in Düsseldorf. Damit die Herzen wirklich aller Düsseldorfer höherschlagen.

Stadtwerke Düsseldorf

Mitten im Leben.

Jan de Vries
Systemischer Coach & Supervisor



- Team-, Fall- & Lehr-Supervision
- Führungs- & Fachkräfte-Coaching
- Persönlichkeits- & Karriere-Beratung

0211 - 37 21 62 Fürstenplatz 5
mail@jan-de-vries.de 40215 Düsseldorf

www.jan-de-vries.de DGSV

Anwaltskanzlei

ROTH · AYDIN

Arbeitsrecht & Sozialrecht

Tel: 0211 / 626 044 Kühlwetter Straße 49
Fax: 0211 / 626 047 40239 Düsseldorf
email: info@roth-aydin.de roth-aydin.de



WIR HELFEN TIEREN IN DER NOT!

Geschäftsstelle **Clara-Vahrenholz-Tierheim**
Rüdigerstraße 1 Rüdigerstraße 1
40472 Düsseldorf 40472 Düsseldorf
Tel.: (02 11) 13 19 28 Tel.: (02 11) 65 18 50

Spendenkonten:

(Spenden an uns sind steuerlich absetzbar)

Kreissparkasse Düsseldorf Stadtparkasse Düsseldorf
IBAN: DE 11 3015 0200 0001 0409 30 IBAN: DE 92 3005 0110 0019 0687 58

Unterstützen Sie Kinder und Jugendliche auf ihrem Weg!

Frauen und Männer gesucht, die Düsseldorfer Kindern und Jugendlichen ehrenamtlich beim Lernen helfen und damit deren Chancen im Leben verbessern.

Zeiten nach Ihren Möglichkeiten,
z.B. 1x wöchentlich 1 – 2 Stunden.

Wir beraten und begleiten Sie:

Ehrenamt beim SKFM Düsseldorf e.V.
Telefon 0211 – 46 96 186
Ulmenstr. 67 | 40476 Düsseldorf
ehrenamt@skfm-duesseldorf.de



Kfz-Sachverständigen- und Ing. -Büro Renken

Mobil: 0178 – 163 68 82

- Kfz-Schadengutachten
- Kfz-Wertgutachten
- Gebrauchtwagenbewertungen
- Oldtimerbewertungen

AMTLICHE FAHRZEUGPRÜFUNGEN

Hauptuntersuchungen | Änderungsabnahmen | Gas-System-Einbauprüfungen



BERATUNG UND
SCHUTZ IN
MIETANGELEGENHEITEN



Oststraße 47
Tel. 0211 16996-0



Deutscher
Mieterbund e.V.

www.mieterverein-duesseldorf.de
info@mieterverein-duesseldorf.de

GEMEINSAM BEWEGEN WIR AUSSERGEWÖHNLICHES

Deine Unterschrift rettet Leben!
Jede Stimme zählt. Greif zum Stift und **sei dabei.**

Wie Du mit Deiner Unterschrift bedrohten
Menschen helfen kannst, erfährst Du hier:

www.amnesty-duesseldorf.de

SPENDENKONTO
Bank für Sozialwirtschaft
IBAN: DE 233 702050 0000 8090100



TopsLeuchten

The beauty of light in life



Termine unter: 01575
0669713

Ein soziales, nicht kommerzielles Theaterprojekt aus Krefeld-Uerdingen
Informationen und Kontakt unter www.topsleuchten.de



Was ist ihre Arbeit wert? - Die acht Darsteller*innen in „Working Class“.

Foto: Melanie Zanin

Die Freiheit der „Working Class“

Meine Eltern, ihr Aufstieg und seine verborgenen Kosten. Gedanken über Klassenverhältnisse, Migration und prekäre Arbeit - anlässlich eines Theaterprojekts.

Das hier wird ein subjektiver Artikel, geschrieben aus der Perspektive einer 60-Jährigen, die aus einer Düsseldorfer Arbeiterfamilie kommt, einer bildungsfernen Arbeiterfamilie. Meine Eltern waren zufrieden mit ihrem Leben und dem, was sie sich erarbeiten konnten. Mein Vater hat als Maschinenschlosser körperlich hart gearbeitet, seit den 1970er Jahren konnte er auf Montage ins Ausland fahren und viel Geld verdienen in Frankreich, Schweden, Schweiz, Österreich, Brasilien. Er war verdammt stolz darauf, dass seine Frau, die keine Ausbildung hatte, nicht arbeiten gehen musste, wenn sie auch zwischendurch im Einzelhandel die Regale aufgefüllt hat (ohne in die Rentenkasse einzuzahlen). Seit jenen Jahren haben sie sich einen Sommerurlaub leisten können, mindestens zwei Wochen, immer in einer Pension im Allgäu, bald kamen Winterurlaube im gleichen Ort dazu.

Für ihre beiden Töchter war meinen Eltern wichtig: Sie sollten es mal besser haben, nicht so früh Eltern werden, nicht in der Fabrik oder im Einzelhandel für vergleichsweise wenig Geld hart arbeiten. Trotzdem gingen meine jüngere Schwester und ich zunächst auf die Hauptschule im Arbeiter*innenkiez, meine Lehrer*innen haben mich zur 7. Klasse auf das Aufbaugymnasium „weggelobt“, meine Schwester hat ab der 10. Klasse eine Haushaltsfachschule besucht.

Migration war ein Streitthema mit meinem Vater, der sich sehr darüber ärgerte, dass in seinem Stadtteil so viele Migrant*innen lebten und arbeiteten.

Was hat uns in den 1970er Jahren geprägt? Ganz klar: der Aufstiegswille der Arbeiter*innenklasse. Wie stolz mein Vater war, als er Anfang der 1980er nicht mehr in der AOK krankenversichert war, sondern als Angestellter in die Techniker wechseln konnte. Da waren seine Töchter schon in der Barmer Ersatzkasse versichert als Notargehilfin und Zahnarzthelferin (so hieß das damals und wir haben das nicht als geringschätzend wahrgenommen, es waren angesehene Berufe für Mädchen „wie uns“). Die Arbeiter*innenklasse wollte sich etwas leisten, nicht nur auf Pump leben, ein eigenes Auto, Urlaube. Und sie wollten frei sein, mit einer guten Ausbildung nicht jeden Drecksjob für wenig Geld annehmen zu müssen.

Politisch wurde der Aufstiegswille gefördert, Hochschulbildung war notwendig für die immer anspruchsvolleren Berufsbilder. Hochschulen wurden nicht nur im Ruhrgebiet gegründet; Meisterschulen, BAFÖG, berufliche Fortbildungen und Bildungsurlaube ermöglichten individuelle Lebensläufe, die nicht mehr von Familienprägung oder den Vorurteilen von Lehrer*innen abhängig waren.

Freiheit - so sah sie damals aus für die Arbeiter*innenklasse: sich viel mehr leisten können als die Eltern, die den Zweiten Weltkrieg mitgemacht hatten, die harten Jahre des Wiederaufbaus, den Kalten Krieg, aber eben auch Wohlstand und Frieden in Deutschland.

Warum ich das hier schreibe? Weil ich kürzlich im Düsseldorfer Schauspielhaus das Theaterstück *Working Class* mit acht Laien-Darsteller*innen gesehen habe. Acht Menschen erzählen von ihren prekären Arbeitsbedingungen, von Gewerkschaftskämpfen und Jobwechseln und fragen sich: Wie viel ist meine Arbeit wert? Wie systemrelevant ist sie? Und welche Arbeit ist in unserer Gesellschaft unterbezahlt oder sogar unbezahlt? Basam Ghazi, Regisseur und Leiter des Stadt:Kollektiv, und die Choreografin Yeliz Pazar entwickeln mit den Darsteller*innen eine ebenso politische wie unterhaltsame Inszenierung über Menschen, die in unserer Gesellschaft oft unsichtbar bleiben. Ausgehend von dem tragischen Schicksal der Aktivistin und Lyrikerin Semra Ertan, Kind sogenannter Gastarbeiter*innen, und ihrem Gedicht „Mein Name ist Ausländer“ werden Verknüpfungen zwischen Arbeitsverhältnissen und Familiengeschichten, Klassismus und Rassismus, Widerstand und Solidarität auf die Bühne gebracht.

Die Mehrheit der auf der Bühne Stehenden hat wie Semra Ertan, die sich 1982 an ihrem 25. Geburtstag in Hamburg durch Selbstverbrennung das Leben nahm, eine Migrationsgeschichte oder Eltern, die irgendwann nach Deutschland emigrierten. Die Darsteller*innen sprechen in einem abwechslungsreichen Spiel über die stumme Gewalt der kapitalistischen Verhältnisse, von schnell zu erledigender, aber schlecht bezahlter Arbeit, die oft ohne Qualifikation vollbracht wird: als Putzfrau, als

Straßenkehrer, als Zimmermädchen, als Paketzulieferer oder als Radfahrer*in für einen der vielen Lieferdienste, die in den letzten Jahren wie Giftpilze aus dem Boden schossen. Mit ihren Lebensgeschichten verknüpfen sie den erlebten Rassismus konsequent mit der Klassenherrschaft, die heute als „Klassismus“ thematisiert wird.

Da sitze ich in diesem Theater, das meine Eltern vielleicht dreimal betreten haben, und fühle es in der Magengrube: Die Freiheit und der berufliche Aufstieg der 70er und 80er Jahre des letzten Jahrhunderts haben einen Preis, den andere bitter bezahlt haben. Den westdeutschen Arbeiter*innen und ihren Familien wurde eine Erfolgsgeschichte angeboten, wenn sie nur fleißig und zuverlässig wären. „Gewusst“ habe ich das eigentlich schon immer, aber was es mit mir zu tun hatte und den Auseinandersetzungen mit den Eltern, habe ich erst an dem Theaterabend verstanden. Migration war ein Streitthema mit meinem Vater, der sich sehr darüber ärgerte, dass in seinem Stadtteil so viele Migrant*innen lebten und arbeiteten. Dort Gaststätten, Einzelhandels- und Lebensmittelgeschäfte aufmachten, in Geschäftsräumen, in denen vorher „deutsche“ Bäckereien und Metzgereien ihre deutsche Kundschaft hatten. Oft habe ich ihm gesagt: „Sie suchen für sich und ihre Familien nur ihr Glück, so wie du es gesucht hast.“ Darauf sagte er meist nichts, außer dass es ihm halt nicht gefalle und dass seine studierte Tochter ihn nicht verstehe.

Vielleicht wusste mein Vater es auch: Die Freiheit der Arbeiter*innenklasse und ihr Aufstieg konnte nur gelingen, weil diese Gesellschaft seit den 1960er Jahren Menschen nach Deutschland geholt hat, die hier ihr Glück suchten und fleißig und zuverlässig die Arbeiten verrichteten, die „wir“ hinter uns gelassen hatten, weil wir „es geschafft“ hatten. Und wie brüchig dieser „Zugewinn“ ist, wenn Menschen trotz gleicher Interessen sich gegeneinander ausspielen lassen, weil mensch die einmal erreichten Freiheiten und Privilegien nicht verlieren möchte. **ff**
Gabriele Bischoff

Der Beitrag stand zuerst in der Herbstausgabe von „Wir Frauen“, Heft 3-2022. Das feministische Blatt feiert gerade sein 40-jähriges Jubiläum.

Working Class - Eine Inszenierung über Arbeit und Klasse ist zu sehen am 12. 11. um 20 Uhr im Düsseldorfer Schauspielhaus, Kleines Haus, www.d-haus.de „So ein Jubel war lange nicht am Schauspiel Düsseldorf. Ein energiegeladenes Stück von und mit Expertinnen des Alltags. Kluger und eindringlicher Abend“, schreibt *Theater heute*.



Mischa Kuball mit dem Spiegelbild „Dunkle Kammer“. Foto: ff

Mischa Kuball spendet Kunst für fiftyfifty

(ff). Mischa Kuball ist langjähriger Unterstützer von *fiftyfifty*. Der 1959 in Düsseldorf geborene Künstler ist seit 2007 Professor für Public Art an der Kunsthochschule für Medien, Köln. Der Kunstkompass zählt ihn mit Platz 12 im weltweiten Vergleich zu den wichtigsten Newcomern. Mit dem Spiegel-Bild „Dunkle Kammer“ unterstützt er *fiftyfifty* wieder einmal großzügig. Der Titel nimmt Bezug auf Roland Barthes „Die helle Kammer“. Der 1980 erschienene Essay ist die letzte Veröffentlichung des französischen Philosophen und gilt

heute als Standardwerk über Photographie. „Dunkle Kammer“ ist ein Digitaldruck auf Dibond-Spiegelglas, Rahmung mit Schattenfuge in silber matt, 70 x 50 cm, verso von Hand nummeriert, datiert, betitelt und signiert. Das Bild bietet die *fiftyfifty*-Galerie exklusiv an. In unserem Newsletter angekündigt war die 25er Auflage schnell fast vollständig vergriffen. Ein paar wenige Exemplare gibt es hier noch zu bestellen: <https://www.fiftyfifty-galerie.de/kunst/777/mischa-kuball>

Neue Künstler-Uhr von Masakazu Kondo – jetzt zum Digitalabo

(ff). Masakazu Kondo ist für seine großformatigen, mit Kugelschreiber gemalten, naturalistischen Tierbilder bekannt. Der japanische Künstler hat bei Katharina Fritsch in Düsseldorf studiert und im Sommer in der *fiftyfifty* Galerie ausgestellt. Dabei entstand die Idee zur neuen Künstler-Uhr. Die „Goldfisch“-Uhr von Kondo gibt es jetzt für 150 Euro zu bestellen oder zum *fiftyfifty*-Digitalabo gratis dazu. Für nur 49 Euro jährlich erhalten Abonent*innen so monatlich die *fiftyfifty* als Pdf und stützen damit gleichzeitig die Druckauflage. Die Einnahmen aus dem Digitalabo machen es möglich, die Zeitung weiterhin auf Papier erscheinen zu lassen, damit Menschen auf der Straße weiterhin ihre Zeitung anbieten können. Die „Goldfisch“-Uhr gibt es obendrauf. Eine hochwertige Armband-Uhr, unisex, Durchmesser ca. 5 cm, mit Spritzgussgehäuse und schickem Nylon-Armband, im Ziffernblatt mit Goldfisch und im Druck auf Japanisch signiert. <https://www.fiftyfifty-galerie.de/kunst/7278/50-50-digital-abo>



Die neue limitierte Künstleruhr von Masakazu Kondo.

Foto: ff

Paar schenkt fiftyfifty Wohnungen für Housing First

(ff). Auf ganz praktische und sehr großzügige Weise hat uns Unterstützung von Privatleuten erreicht. Frau und Herr P. haben sich dazu entschlossen, unser Housing-First-Projekt ganz besonders zu fördern. Sie haben uns zwei Wohnungen überschrieben, die in Zukunft an Langzeitobdachlose vermietet werden. Ganz, ganz herzlichen Dank!



fiftyfifty-Geschäftsführer Hubert Ostendorf mit Spenderin und Spender bei der symbolischen Übergabe der Wohnungsakten. Foto: ff



Totgesagt, leergetrunken, aufgefüllt

Die Altstadt: Grillbuden neben schicken Restaurants. Die Italiener kommen, Pizza aus dem Steinofen, Wein aus riesigen Korbflaschen.

Foto: Mirko Vitali / AdobeStock

Eine Lanze für eine nicht so feine alte Dame

Die Düsseldorfer Altstadt, „längste Theke der Welt“, deftige Schwester der feinen Königsallee - immer wieder gerät sie in die Schlagzeilen. „Früher war alles besser, da konnte man noch in der Altstadt feiern gehen“, sagen viele. Mal wieder. Und trauern den „guten alten Zeiten“ nach. Heute sei da doch nur noch Gesocks. Echt jetzt? Früher, wo sowieso alles früher war? War das da so? „Fast täglich werden Passanten oder Thekensteher krankenhaushausreif geschlagen oder mit Schnappmessern angestoichen. Dann wieder zertrümmern Betrunkene das Mobiliar kleiner Stehkneipen, werden uniformierte Beamte mit Messern angefallen. Die Polizei zieht Monat für Monat eine blutige Bilanz.“ Kein aktueller Zeitungsbericht. Das schrieb der „Spiegel“ 1976, in der „guten alten Zeit“ über die Düsseldorfer Altstadt. Viele ähnliche Berichte sollten in den nächsten Jahrzehnten folgen. Die Altstadt steht immer noch. Hochgejubelt, totgesagt, leergetrunken, aufgefüllt.

Brauhausgänger, Ballermänner. Kopfsteinpflaster für die Seele. Ziemlich alt sieht sie aus, als NRW 1946 gegründet wird. Ungeschminkt. Bombennächte. Tiefe Spuren in Fassaden. Die Seele trotzdem unkaputtbar. Altstadt heißt trinken, tanzen, amüsieren. Seit vielen Jahren. Das kann auch kein Krieg zerstören. Kein Dach über dem Kopf? Egal. Altbier schmeckt auch draußen. Tanzen kann man auf Trümmern. Und die Frauen sind schön wie eh und je. Der Krieg ist vorbei. Alles auf Anfang. Aufbauen. Wohnungen sind wichtig. Brauhäuser auch. Kneipen sowieso. Gerade hier. Sie schießen aus dem Boden. Schaffen Identität. Sorgen für Vergessen. Karneval und Martinszug. Haxen und Histörchen. Der Jazz, der Beat, das Leben - es gibt so viel zu feiern. Schon bald reihen sich auf einem halben Quadratkilometer Kneipe an Kneipe, Bar an Bar. Der Mythos der längsten Theke der Welt entsteht. Gäste aus aller Welt hören den Ruf.

Reisen an, suchen überlange Theken. Finden schmale Gassen, Kellerkneipen und den Jazz, die ersten Discos, Galerien, Kabarett, schräge Künstler, kleine Leute, Großbürger und Großmäuler. Und den Stoff, der alles und alle zusammenhält. Nirgendwo schmeckt das Altbier besser als hier. Und dann wissen sie es endlich. Die eine lange Theke gibt es nicht, die gesamte Altstadt ist eine einzige Theke.

Wirtschaftswunder. Trink dich voll und iss dich dick und halt dein Maul von Politik. Haxe im Brauhaus, Killepitsch hinterher. Nachts Flattermann beim Hühner-Hugo. Schweinebrötchen zwischendurch. Und plötzlich sind die Pommes da. Grillbuden neben schicken Restaurants. Man isst jetzt gern im Gehen. Die Italiener kommen, Pizza aus dem Steinofen, Wein aus riesigen Korbflaschen. Der erste Spanier macht auf. Viele werden folgen. Koreaner, Chinesen, Libanesen, Japaner. Es gibt so viel zu essen. Im Restaurant des berühmten Künstlers Daniel Spoerri am Burgplatz sogar Termiten und Löwenfleisch. Kneipen werden Kult. Im Schnapsausschank Kreuzherrenecke gesellt sich Zylinder zur Baskenmütze, Grass schreibt, Beuys doziert, trinken tun sie eh alle. Im „Pferdestall“ feiert die neue Schickeria Schampus-Orgien. Im „Downtown“ gastieren Jazzgrößen wie Chet Baker. Der von Künstlern wie Günter Uecker gestaltete Club „Creamcheese“ genießt schon bald Weltruf. Später wird der Rater Hof zu Deutschlands Punkzentrale.

Lange vorbei. Die Schickimickis rümpfen die Nase über Altstadt-Pralls, dreckige Penner und übles Gesocks. Die sogenannte „Szene“ hat sich in die Außenbezirke verzogen. Die Wirte stöhnen wie immer, das Volk meckert. Und kommt trotzdem. Wie damals - in der „guten alten Zeit“. **ff**

Arno Gehring

Homo oeconomicus - Wirtschaftsmotor Egoismus

Von Hans Peter Heinrich

A

uch heute noch basiert die neoliberale Ökonomie größtenteils auf dem in den 1950er Jahren entwickelten theoretischen Modell des Menschen als homo oeconomicus, eines egoistischen Wesens, das im Spiel des Lebens stets auf die Maximierung seines eigenen Vorteils fixiert ist. Eine Vorstellung, die dem Heranwachsen eines sozialen Monsters den Weg geebnet hat, das, geleitet von Misstrauen und Egoismus, gar nicht anders kann, als im Anderen immer nur den böswilligen Konkurrenten zu vermuten.

„Homo homini lupus“, der Mensch ist des Menschen Wolf, postulierte bereits 1651 der englische Philosoph Thomas Hobbes in seiner staatstheoretischen Schrift *Leviathan*. Dreihundert Jahre später geht der britische Biologe Richard Dawkins noch weiter. In seinem Buch *Das egoistische Gen* (1976) formuliert er die These, der Mensch sei, wie alle Lebewesen, nur ein „Einweg-Behälter“ zum Zweck des Fortbestehens von Generation zu Generation weitergegebener „egoistischer Gene“, die ihn steuern und dirigieren, um sich selbst zu erhalten. Als Marionette seiner Gene kann der Mensch demnach nicht anders, als einem radikalen Egoismus zu folgen, rein rational, weitgehend frei von Moral und den gesellschaftlichen Konsequenzen seines Handelns.

In zahlreichen wissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Stellungnahmen äußerst kontrovers diskutiert, wurde Dawkins' These von Ökonomen mit Genugtuung aufgenommen. Gab sie doch dem theoretischen Modell der neoliberalen Wirtschaftstheorie ein - scheinbar - wissenschaftliches Fundament. Frank Schirrmacher fasst die Konsequenzen in seiner Studie *Ego: Das Spiel des Lebens* aus dem Jahr 2013 folgendermaßen zusammen: „Vor sechzig Jahren wurde von Militärs und Ökonomen das theoretische Modell eines Menschen entwickelt. Ein egoistisches Wesen, das nur auf das Erreichen seiner Ziele, auf seinen Vorteil und das Austricksen der anderen bedacht war: ein moderner Homo oeconomicus. Nach seiner Karriere im Kalten Krieg wurde er nicht ausgemustert, sondern eroberte den Alltag des 21. Jahrhunderts. Aktienmärkte werden heute durch ihn gesteuert, Menschen ebenso. Er will in die Köpfe der Menschen eindringen, um Waren und Politik zu verkaufen. Das Modell ist zur selbsterfüllenden Prophezeiung geworden. Der Mensch ist als Träger seiner Entscheidungen abgelöst, das große Spiel des Lebens läuft ohne uns.“ Frei von jeglicher gesellschaftlicher Verantwortung produziert das Spiel immer mehr soziale Verlierer, wie die sich seit Jahren immer weiter öffnende Schere zwischen Arm und Reich zu bestätigen scheint. Schirrmacher macht klar, dass die Konsequenz des Spiels des Homo oeconomicus das Ende der Demokratie sein könnte, wie wir sie kennen.

Dem österreichischen Sozialphilosophen Friedrich August von Hayek zufolge, hat vor rund 200 Jahren der britische Philosoph John Stuart Mill, einer der einflussreichsten liberalen Denker des 19. Jahrhunderts, den homo oeconomicus in die Nationalöko-



manx_in_the_world / iStock

nomie eingeführt, auch wenn dieser Terminus in seinen Schriften noch nicht vorkommt. Im Bestreben, das Thema Wirtschaft als eigenständige Wissenschaft zu etablieren, regte Mill an, dass Wirtschaftstheoretiker ihren Überlegungen ein fiktives Wesen zugrunde legen sollten, einen „economic man“, dessen gesamtes Handeln auf die Maximierung des eigenen Nutzens ausgerichtet ist, ein Wesen, reduziert auf nur zwei Eigenschaften: ein nie nachlassendes Streben nach Mehrung seines Besitzes und die Fähigkeit, unter unterschiedlichen Methoden des Besitzererwerbs die meistversprechende auszuwählen. Mill und seine Zeitgenossen wollten damit keineswegs eine Beschreibung des realen Menschen liefern. Der homo oeconomicus kam nicht als profitgieriges Monster auf die Welt, sondern war ursprünglich als fiktiver Gehilfe konzipiert, der als Hilfskonstruktion beim Aufbau einer Wissenschaft dienlich sein sollte, beim Verständnis grundsätzlicher wirtschaftlicher Prozesse. Bald mutierte dieser fiktive Gehilfe jedoch zum axiomatischen Bestandteil einer immer abstrakteren und durchmathematisierten Wirtschaftswissenschaft und mogelte sich zum Bildnis allen menschlichen Strebens um, auf der Annahme basierend, dass unser egoistisches Verlangen niemals gesättigt und es daher erstrebenswert sei, den eigenen Nutzen immer weiter zu maximieren. Der homo oeconomicus geht von der Annahme aus, dass jeder eigennützig handelt und den anderen übervorteilen will. Vernünftig handelt demnach, wer dieser Auffassung gemäß agiert. Stets auf der Suche nach persönlichem Vorteil ist er bestrebt, sich umfassend zu informieren, Vor- und Nachteile, Nutzen und Kosten sorgfältig gegeneinander abzuwägen. Empathie und Mitgefühl haben dabei keinen Wert an sich, es sei denn, sie sind ebenfalls der eigenen Nutzenmaximierung dienlich, etwa wenn dadurch das eigene soziale Ansehen erhöhen werden kann.

Gerade die auf der phantasielosen Eigennutzenmaximierung beruhende Schlichtheit dieses Konzeptes sicherte ihm die Gunst der Theoretiker. Mit ihm ließ sich hervorragend rechnen und immer komplexere Theoreme aufstellen. Der rationale homo oeconomicus ist reduzierbar auf das, was er egoistisch will und wählt, seine sogenannten Präferenzen, und die lassen sich mathematisch berechnen. Der Unsicherheitsfaktor „Mensch“ lässt

sich vernachlässigen, wenn man zwingend annimmt, dass er bei dem, was er denkt und tut, immer nur an den eigenen Vorteil denkt. Dieser Ansatz ermöglicht komplexe Mathematik und lässt die Ökonomik wie eine exakte Wissenschaft erscheinen. In diesem Zusammenhang greift man gerne auf die Spieltheorie zurück, die sich mit Fragen befasst wie der, wann man ausweichen muss, wenn zwei Autos aufeinander zurasen, und der Erste, der ausweicht, das Spiel verliert. Eine Frage, die sich gut auch auf Auktionen und Gehaltsverhandlungen anwenden lässt. Übertragen auf den homo oeconomicus lautet sie: Wie findet man die beste Strategie gegen einen Konkurrenten, der über das gleiche Potenzial verfügt? Die Spieltheorie behauptet, dass es unvernünftig sei, über seinen Schatten zu springen, also zu tun, was für beide Seiten das Beste wäre, und darauf zu vertrauen, dass der Gegner dasselbe tut. Schirmmacher fasst die empfohlene Taktik folgendermaßen zusammen:

„Die wahrscheinlichsten oder „rationalsten“ Spielzüge des anderen sind immer die eigennützigsten. Man muss sich in den Egoismus des anderen hineinversetzen, um seinen eigenen Egoismus besser auszuspielen zu können. In der nüchternen Sprache der Theorie: den jeweils besten strategischen Spielzug unter Berücksichtigung des besten Spielzuges des anderen vollführen und damit eine Art Gleichgewicht herstellen. Das war das mittlerweile berühmte Nash-Equilibrium, es ist nichts anderes als die mathematische Weltformel für konsequenten und erfolgreichen Egoismus. Sie findet sich heute in Börsenalgorithmen von Hedgefonds, in Auktionsplattformen, in den mächtigsten Werbealgorithmen der Welt. Sie ist der größte Ego-Automat im Herzen unserer Systeme.“ Die leicht paranoide Welt der ökonomischen Akteure mit ihrem gegenseitigen Misstrauen, ihren Unterstellungen und Irreführungen ist „jedenfalls nicht kleiner geworden in den letzten Jahren, sondern wurde fast zu einer Art Wachstumshormon der neuen Informationsökonomie – und all ihrer Überwachungs-, Tracking- und Analysetools.“

Ist der Mensch von Natur aus egoistisch? Die jüngste „Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften“ (Allbus) des Leibniz Instituts für Sozialwissenschaften, die danach fragt, wie es um den Gemeinsinn der deutschen Bevölkerung bestellt ist, scheint das zu bestätigen: „Die meisten Leute kümmern sich in Wirklichkeit nicht darum, was mit ihren Mitmenschen geschieht“ – dieser Aussage stimmen zwei Drittel der Deutschen zu. Etwa die Hälfte der Befragten ist überzeugt: „In unserer Gesellschaft muss jeder für sich schauen, dass er auf einen grünen Zweig kommt. Es hilft nicht viel, sich mit anderen zusammenzuschließen, um politisch oder gewerkschaftlich für seine Sache zu kämpfen“. So weit, so egoistisch.

Andererseits wird das Modell des Menschen als „homo oeconomicus“ zunehmend in Frage gestellt. Gerade Notlagen der Anderen scheinen seine altruistische Seite zu aktivieren, wie zuletzt noch die große Hilfsbereitschaft nach der Überschwemmung im Ahrtal bewiesen hat. Der Deutsche Spendenrat berichtet, dass von Januar bis September 2021 rund 3,8 Milliarden Euro für jene gespendet wurden, die in Not geraten sind; ein Rekordspendevolumen, das größte seit Beginn der Erhebung im Jahr 2005. Zahlreiche jüngere Untersuchungen belegen, dass der Mensch grundsätzlich durchaus ein kooperatives Wesen ist. Ein Beispiel: In einer umfangreichen Versuchsreihe der Universitäten Harvard und Yale mussten die Probanden entscheiden, ob sie ihre Gewinne in einem einfachen Spiel maximieren oder brüderlich teilen wollten. Die Psychologen maßen, wie schnell sie ihre Entscheidungen trafen. Das erbauliche Ergebnis: Für die meisten Menschen ist der erste Instinkt, zum Wohle der Allgemeinheit zu handeln. Menschen arbeiten durchaus zusammen, sofern sie erwarten, dass ihr Gegenüber kooperiert. Ihr Verhalten ist daher stets ein Abbild des gesellschaftlichen Zustandes. Wer meint, von lauter Egoisten umgeben zu sein, achtet automatisch selbst mehr auf seinen eigenen Vorteil. Wer seine Mitmenschen für solidarisch hält, ist eher zur Solidarität bereit. **ff**

neulich

.....

Ich kauf mir jetzt ein Rad

Ich gebe es zu, ich bin Permanentfußgänger. Stehe also in der Verkehrs-Nahrungskette ganz weit unten. Irgendwie wurmmäßig. Werde von Umweltschützern zum Beispiel viel weniger gewürdigt als die coolen Radfahrer. Klar, das Radfahren ist ein Segen für unsere Städte. Klimakatastrophe, Feinstaub und so. Ganz tolle Sache, das. Wenn da nur nicht diese Radfahrer wären. Jedenfalls die, die der festen Überzeugung sind „Die Straße gehört mir! Mir ganz allein!“. Fußgängerampel auf Grün? Wird locker ignoriert. Fußgänger auf Zebrastreifen? Haben wir nichts mit am Hut. Da müssen doch nur Autos halten. Ist ja für den Fußgänger auch viel angenehmer, von einem Fahrrad umgefahren zu werden als von einem Auto. Weiß doch jeder. Klingeln wenn man von hinten angerauscht kommt? Wahrscheinlich zu viel Energieverschwendung. Leute, das schreit nach Konsequenzen. Ich werde mir jetzt auch ein Rad kaufen. So ein angesagtes Lastenfahrrad. Dann kann ich mal so richtig abräumen. *Arno Gehring*



Ist ja für den Fußgänger auch viel angenehmer, von einem Fahrrad umgefahren zu werden als von einem Auto.

Foto: Ildar Sagdejev



Evelyn Richter: Unterwegs © Evelyn Richter Archiv der Ostdeutschen Sparkassenstiftung im Museum der bildenden Künste Leipzig

Düsseldorf

Das Antlitz des Alltags

(oc). Was für eine passionierte, hellwache und unbestechliche Fotografin! Und doch findet die erste dem Werk von Evelyn Richter (1930-2021) gewidmete Retrospektive, jedenfalls im Westen Deutschlands, erst jetzt statt. Richter, in Bautzen geboren, lernte, arbeitete und lehrte während vier Jahrzehnten ihres Lebens in der DDR. Die gut gegliederte Düsseldorfer Ausstellung zeigt zentrale Werkgruppen: Porträts (von Kommilitoninnen der frühen 50er bis zu Dix und Siqueiros); Straßen und Plätze und was auf ihnen geschieht (zum Beispiel der Mauerbau); Menschen unterwegs in Zügen und Straßenbahnen, oft abgekämpft und tagträumend; Musik (den Geiger David Oistrach begleitete die Fotografin über Jahre); die Arbeitswelt, besonders der Frauen; die Welt der Kinder (woraus 1980 der Band Entwicklungswunder Mensch entstand); und, weiteres ergiebiges Thema, Menschen in Ausstellungen - mit den Werken verschmelzend, von ihnen animiert oder auch irritiert.

Bis 8. 1. 2023 im Kunstpalast Düsseldorf, Ehrenhof 4-5; kunstpalast.de



Janina Sachau, Jens Winterstein und Stefan Migge in „Das Gesicht des Bösen“

Essen

Wenn der Fahrstuhl stockt

(oc). Willkommen im kargen Untergeschoss eines Bankentowers. Oder ist es ein Rüstungskonzern? Jedenfalls sitzen hier die zwei Archivare Schwarz und Blau inmitten ihrer Akten. Bis das Telefon klingelt. Anruf von ganz oben: Gewisse Unterlagen von höchst brisantem Inhalt (Steuerbetrug etc.) sollen umgehend in die Chefetage gebracht werden. Gute Gelegenheit, sich dort in ein vorteilhaftes Licht zu rücken. Doch unterwegs bleibt der Fahrstuhl stecken. Ein heftiger Disput entbrennt, die zwei blockierten Karrieristen lassen ihrer Sinnkrise freien Lauf. - Gerahmt wird die Szene vom Monolog eines ambitioniert linken Schriftstellers, der ein kapitalismuskritisches Stück verfassen will. Er sucht das „Gesicht des Bösen“ in diesem so gesichtslosen Wirtschaftssystem und wird es auch am Ende nicht gefunden haben. - Die witzige Farce *Das Gesicht des Bösen* von Nis-Momme Stockmann, Jahrgang 1981, wurde 2021 im dänischen Aarhus uraufgeführt.

9. (öff. Probe), 11. (Premiere), 15. und 24. 11., 19 Uhr, Grillo-Theater/Casa, Theaterpassage, Theaterplatz 7, 45127 Essen



Große MomENTE der Kunst: Hier der arme Poet © interDUCK

Duisburg

Die große Enten-Verschwörung

(oc). Die documenta ist vorbei, nun hat die DUCKOMENTA begonnen, und zwar in Duisburg. Sie doku- bzw. duckomentiert anhand einer Fülle meisterlicher Exponate, dass die Kultur- und Kunstgeschichte seit Jahrhunderten, sogar Jahrtausenden, von Enten unterwandert und dreist kopiert wird. Ötzi, der eiskalt Niedergestreckte, hat einen Doppelgänger namens Dötzi, Königin Duckfretete ENTzückt mit altägyptischer Noblesse, die Freiheit führt, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, das Volk über die Barrikade, und Raffaels Engelchen schnattern munter über den Bildrand. - Das Ganze begann in einem Seminar der Braunschweiger Kunsthochschule in den 1980er Jahren, die Künstlergruppe interDUCK gibt es in Berlin bis heute. Über zwei Millionen Besucherinnen und Besucher haben sich schon über die Entenkunst amüsiert, von Hamburg bis München, von Paris bis Wien. Nun also ist Duisburg dran, der berühmte Kartograf Gerhardus Ducator weist den Weg.

Neue Welten ENTdecken, Kultur- und Stadthistorisches Museum Duisburg, Johannes-Corputius-Platz 1, 47051 Duisburg, bis 16. 4. 2023



„Vergiss/ Deine Grenzen/ Wandre aus ...“: Die Dichterin in jungen Jahren. Foto: Rose-Ausländer-Gesellschaft

Düsseldorf

Die sieben Leben der Rose Ausländer

(ep). Ihre letzten Lebensjahre verbrachte die große Lyrikerin Rose Ausländer in Düsseldorf im Nelly-Sachs-Haus, dem „Elternhaus“ der jüdischen Gemeinde. Die Bilder der kranken Frau mit dem eindrucksvollen Gesicht prägten sich ein, auch im Wissen, dass sie nur knapp den Holocaust überlebt hatte. Es gibt aber noch weitere Facetten dieser Persönlichkeit zu entdecken: die junge Rosalia Scherzer, die sich in ihrer von vielen Kulturen geprägten Heimatstadt Czernowitz mit deutschsprachiger Literatur und Philosophie beschäftigte, oder die selbstbewusste Frau, die immer wieder mutig in ein neues Leben aufbrach: nach Wien, Bukarest, und zwei Mal in die USA, wo sie zeitweise zu einer englischsprachigen Literatin wurde. Von alledem erzählen Annette Hülsenbeck und Eva Pfister in einer Sonntagsmatinee des Heinrich Heine Salons. Es liest Christiane Lemm, Rainald Schückens spielt Klarinette.

27. 11., 11 Uhr, zakk, Fichtenstraße 40, Düsseldorf

Roman

So kann es nicht weitergehen

In einer Wohnung in Manhattan beginnt Martina Clavadetschers preisgekrönter Roman *Die Erfindung des Ungehorsams*, und hier wird er, symmetrisch wie er gebaut ist, auch enden. Eine junge Frau namens Iris erzählt in allabendlicher kleiner Runde von Ada Augusta Lovelace, die sich tief im 19. Jahrhundert für Rechenmaschinen und andere Wunderapparate begeisterte und kühne Visionen entwarf. Irgendetwas ist seltsam an dieser Iris, auch an den anderen Anwesenden und ihren Gesprächen. Als Leser tastet man sich ins Geschehen und ahnt, dass man auf der Hut bleiben muss. Dann springt die Erzählung in eine chinesische, von Smog und anderen Plagen heimgesuchte Stadt, wo Ling – Iris bezeichnet sie als ihre „Halbschwester“ – in einer sehr speziellen, strikt überwachten Fabrik arbeitet: Hier werden künstliche Hightech-Frauen hergestellt, die nicht nur körperlich alle Kundenwünsche erfüllen, sondern auch in ihrem Sprach- und sonstigen Verhalten weit fortgeschritten sind – sogar zu Willkür und Eigensinn sind die Prototypen, an denen gerade gearbeitet wird, imstande. Ling, vorbildliche Mitarbeiterin mit hohem „Punktestand“, bekommt eines Tages eine solche künstliche Mitbewohnerin zur Verfügung gestellt, anfangs zwar noch ohne Kopf, aber auch so schon wird „Ada“ ihr zur willkommenen Gefährtin in der Einsamkeitstristesse daheim. In der Fabrik jedoch laufen die Dinge bald aus dem Ruder. Auslieferungsbereite Ware verschwindet. Sätze wie „So kann das nicht weitergehen“ ziehen ihre Kreise. Der Firmenchef, eben noch gefürchtete Respektsperson, verschwindet von der Bildfläche. Auch in Manhattan, wo die mysteriöse Iris ihren Gästen noch immer weitererzählt, fangen die Verhältnisse zu tanzen an: „Es ist so weit!“ Die Schweizer Autorin und Dramatikerin Martina Clavadetscher, geboren 1979, hat ein kühnes, poetisches, optimistisches, gegenwarts- und zukunftsreiches Buch geschrieben. Liest man es dann noch einmal von vorn, staunt man, wie viel klarer plötzlich alles erscheint.

olaf cless

Martina Clavadetscher: *Die Erfindung des Ungehorsams*. Roman, Unionsverlag, 277 Seiten, Taschenbuchausgabe (UT 940) 14 Euro



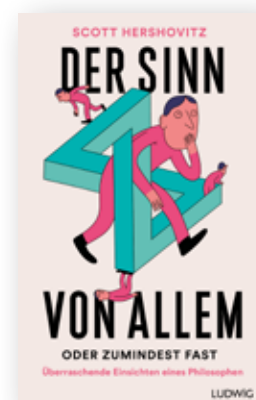
Sachbuch

Wieso, weshalb, warum?

Das „Stauen“ und die daraus erwachsende Neugier, „hinter die Dinge“ schauen zu wollen und sie zu befragen, galt antiken Denkern als Urgrund und Triebkraft aller Philosophie. Auch Kinder werden in einer für sie rätselhaften Welt nicht müde, immer wieder nach dem „Warum“ zu fragen. Scott Hershovitz, Professor für Recht und Philosophie an der University of Michigan, hält Kinder deshalb für geborene Philosophen, die sich noch nicht die standardisierten Erklärungen von Erwachsenen zueigen gemacht haben und dabei nicht selten alte philosophische Probleme in neuem Licht erscheinen lassen. Beispiel: Hershovitz erzählt von einem kleinen Jungen, der vom Rest der Familie bei der Wahl des Fernsehprogramms überstimmt wurde. Daraufhin fragte der Junge: „Warum ist es besser, wenn drei Menschen egoistisch sind als einer?“ Eine Frage so einfach wie subversiv, die nebenbei auch auf subtile Weise das Konzept der Demokratie an sich in Frage stellt. Inspiriert von solchen und ähnlichen Fragen seiner Söhne begibt sich Hershovitz in seinem Buch auf eine Reise durch die Geschichte der Philosophie. Fundiert, unterhaltsam und humorvoll zugleich stellt er sich alten und neuen Fragen der Metaphysik und Moral, erzählt von Kindern und anderen Philosophen – und erklärt, was wir von ihnen über Recht und Gerechtigkeit, Verantwortung, Wahrheit und den Tod lernen können. Für alle, die sich die kindliche Neugier bewahrt haben oder sie wiedererlangen wollen.

hans peter heinrich

Scott Hershovitz: *Der Sinn von Allem oder zumindest fast*. Aus dem Amerikanischen von Daniel Müller, Elisabeth Schmalen, Karolin Viseneber. 448 S., Ludwig Verlag, München 2022, 22 Euro.



Wörtlich

Wünsch mir die Welt/ in der die Völker sagen:/ Wir haben endlich/ den Krieg verloren/ und können ihn/ nicht wiederfinden.“

Peter Maiwald (1946-2008), Schriftsteller, der lange in Neuss, dann in Düsseldorf lebte

Marcel Proust: Ein Leben für eine Kathedrale der Literatur

„Die Zeit vergeht,
und allmählich
wird alles wahr,
was man
erlorgen hatte“
Marcel Proust



**Valentin Louis Georges
Eugène Marcel Proust**

(10. Juli 1871 - 18. November 1922).

Foto: Otto Wegener / Wikipedia

Ü

ber seine Kindheit und Jugend ist nicht viel bekannt. Mehr jedoch als jede historische Untersuchung es vermöchte, sagt ein Brief des fünfzehnjährigen Marcel an seinen „lieben kleinen Großpapa“ über den unverklemmten Geist der Familie aus, in der er aufwuchs. Er bittet darin dringend um 13 Francs: „Und zwar deshalb: Ich musste unbedingt eine Frau sehen, damit ich mit meiner schlechten Gewohnheit, zu masturbieren, aufhören kann, so dass Papa mir 10 Francs fürs Bordell gegeben hat, aber 1. habe ich in meiner Aufregung einen Nachtopf zerbrochen, der kostet 3 Francs, und 2. konnte ich in derselben Aufregung nicht vögeln. Ich stehe jetzt wie zuvor da, nur dass ich nochmal 10 Francs brauche, um mich zu erleichtern, plus 3 Francs für den Topf. Aber ich wage nicht, Papa so schnell wieder um Geld zu bitten.“ Ob dem Unglücklichen geholfen wurde, ist ungewiss. Der „liebe kleine Großpapa“, der Börsenhändler Nathé Weil, war berüchtigt für seinen Geiz.

1871 als Sohn einer jüdischen Mutter und eines katholischen Vaters geboren, hat Proust alle Freiheiten der Sprösslinge des wohlhabenden Großbürgertums am Ende des 19. Jahrhunderts genossen. Eine öffentliche Schule hat er erstmals mit 11 besucht, das Lycée Condorcet in Paris, eine Schmiede der zukünftigen Führungsschicht des Landes. Vor dem Lycée hatte er lediglich Hausunterricht von Mutter und Großmutter erhalten und genoss häufige Sommerferien, frei von Drill und Zwängen, offenkundig der Nukleus dessen, was unter dem Titel *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* in die Literaturgeschichte der Moderne eingehen sollte. Während seiner Studienzeit schrieb er teils ironische, in der Regel aber äußerst wohlwollende Artikel für die Tageszeitung *Le Figaro* über die von ihm bewunderte „haute volée“, was ihm den Ruf eines „Hofberichterstatters“ eintrug. Nach dem Tod seiner Eltern öffneten sich für Marcel - nicht zuletzt dank einer großen Erbschaft - die Türen der Pariser Salons, wo er mit luzider Neugier eine Welt der Lüge, der Verstellung und der Dekadenz im Augenblick des Verfalls beobachten konnte.

Nicht zuletzt, weil sein Erbe bald verprasst war, zog Proust sich ab 1909 fast vollständig vom gesellschaftlichen Treiben zurück, änderte seinen Lebensrhythmus, indem er tagsüber schlief und nachts in seinem zuletzt durch Korkwände gegen

fremde Geräusche isolierten Zimmer die Arbeit an seinem Opus Magnum aufnahm. Zündende Inspirationsquelle war ein Keks, genauer gesagt eine Madeleine, die Proust in seinen Tee getaucht hatte. Der Geschmack übermannt ihn mit einer Flut von Erinnerungen an seine Kindheit: „In der Sekunde nun, da dieser mit den Gebäckkrümeln gemischte Schluck Tee meinen Gaumen berührte, zuckte ich zusammen und war wie gebannt durch etwas Ungewöhnliches, das sich in mir vollzog. Ein Geschmack, der mich verückt, ehe ich ihn noch erkannt und festgestellt habe, dass es derselbe ist, den ich einstmals jeden Morgen geschmeckt hatte. Sofort ersteht mein Leben von damals, und so sind alle Leute und Gärten jener Zeit meines Lebens aus einer Tasse Tee hervorgegangen.“ Die Madeleine wird zum Katalysator seines monumentalen Romans *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, in dem diese „Souvenirs d'enfance“, das Bergen seiner Kindheitserinnerungen zentrales Motiv des Ich-Erzählers sein werden.

Als der erste Band *Du côté de chez Swann* („In Swanns Welt“) 1913 fertiggestellt war, ereilte ihn dasselbe Schickdal wie viele spätere Klassiker der Weltliteratur - mehrere Verlagshäuser lehnten eine Veröffentlichung ab und Proust musste ihn auf eigene Kosten drucken lassen. Auch einige Schriftstellerkollegen urteilten zurückhaltend: „Das Leben ist zu kurz und Proust zu lang“, so Anatol France. Und dabei kannte er nur den ersten der insgesamt sieben Bände. Aber schon für den zweiten Teil der Recherche erhielt Proust 1919 den renommierten "Prix Goncourt". Kurz darauf wurde er zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Heute gilt er längst als einer der größten Erzähler der Moderne, sein Hauptwerk als eines der bedeutendsten des 20. Jahrhunderts. Gut 15 Jahre änderte und feilte Proust unermüdlich an seinem immer weiter ausufernden Text, den er mit einer "Kathedrale" verglich. 1922 gestand er seiner Haushälterin und Vertrauten Céleste: „In dieser Nacht habe ich das Wort 'Ende' gesetzt. Mein Werk kann erscheinen. Ich werde mein Leben nicht umsonst geopfert haben.“ Wenig später, am 18. November 1922, starb der Schriftsteller. Als Mitglied der Ehrenlegion wurde er mit militärischen Ehren auf dem Friedhof Père-Lachaise in Paris neben seinen Eltern beigesetzt.. ff *Hans Peter Heinrich*

echo

Esperanto I: Zamenhofweg

Ich habe mich gefreut, im Oktoberheft den Artikel über Dr. Zamenhof, der wahrlich den Friedensnobelpreis verdient hätte, und Esperanto zu finden. Dazu eine kleine Ergänzung: Wir haben in Düsseldorf, zwischen Gerresheim und Eller, einen Zamenhofweg. Auf dem Zusatzschildchen steht: Ludwig Lazarus Zamenhof, 1859-1917, Augenarzt, Begründer der Sprache Esperanto. Ich habe vor etwa zehn Jahren in der Heimatzeitschrift *Rund um den Quadenhof* geschrieben: „Interessant ist, dass dieser Weg mehrmals seinen Namen wechseln musste. Bis August 1940 hieß er Samenhofweg, dann in der Nazi-Zeit bis zum Ende des 2. Weltkrieges Neuellerweg. Zamenhof war nämlich polnischer Jude, und deshalb konnte der Weg erst nach 1945 wieder Zamenhofweg heißen.“

Monika Bunte

Esperanto II: Bona artikolo en fiftyfifty

Estimata, koran dankon por la traduko de la artikolo pri Esperanto por la ekzemplero de oktobro 2022. Mi estas loĝanto de Düsseldorf kaj regas tiun lingvon pli-malpli bone. Nuntempe mi klopodas ke Düsseldorf-a strato estu nomita laŭ la Esperantisto „Paul Tarnow“. Eĉ nun ekzistas germanlingva artikolo pri li sur wikipedia.de („Paul Friedrich Wilhelm Tarnow“). Merkrede mi renkontos ĵurnaliston de la lokaj ĵurnaloj, por ke li faru artikolon por tiuj gazetoj pri Tarnow (...) - Sehr geehrter Herr Dr. Heinrich, vielen Dank für die Übersetzung des Artikels in der Oktober-fiftyfifty. Ich bemühe mich zur Zeit um die Benennung einer Straße nach Paul Tarnow (1881-1944).

Hans Bernd Jerzimeck

Blutdruckschwankungen

Vielen Dank für Ihren bewegenden Nachruf auf Thomas Beckmann. Insbesondere diese Schilderungen von Ihren Begegnungen mit den verschiedensten Personen, besonders Wohnungslosen, sind immer ein Highlight in Ihrer Zeitung. Demgegenüber sind die Kolumnen von Herrn Cless und Ihre Standpunkte zum Ukraine-Krieg nicht gerade blutdrucksenkend, aber so ist es in der Demokratie, dass jeder seine Meinung frei kundtun darf. Und das ist auch gut so.

Martin Ries



KLÜSSENDORFF
Immobilien

Beratung · Vermietung · Verkauf

Klüssendorff Immobilien GmbH
Geschäftsführer: Jan Klüssendorff
Gartenstraße 48
40479 Düsseldorf

Telefon 0211 – 5579911
Fax 0211 – 5579912
info@kluessendorff.com
www.kluessendorff.com



Mitglied im Ring Deutscher Makler

zahl

120.000 Euro

soll der Staat allen jungen Menschen als Startkapital für ein selbstbestimmtes Leben bei Erreichen des 25. Lebensjahres auszahlen. Diese „Erbschaft für alle“ fordert der französische Ökonom Thomas Piketty, „weltweit führender Chronist der Ungleichheit“, wie ihn die *New York Times* bezeichnet. Hintergrund: die extreme Ungleichverteilung von Vermögen in einem Wirtschaftssystem, in dem Kapital mehr abwirft als Arbeit. Nicht zuletzt auch in Deutschland, wie DIW-Präsident Marcel Fratzscher in einem Interview mit dem Deutschlandfunk anmerkt: „Es gibt fast kein Land, das Vermögen so gering besteuert und Arbeitseinkommen so stark besteuert wie Deutschland. Und das macht ökonomisch überhaupt keinen Sinn.“ Während in der Corona-Pandemie die zehn reichsten Deutschen ihr Vermögen von 144 Milliarden Dollar auf 256 Milliarden steigern konnten, wurden immer mehr junge Menschen armutsgefährdet und damit von sozialer Teilhabe weitgehend ausgegrenzt - aktuell 20,8 Prozent der unter 18-Jährigen und sogar 25,5 Prozent der bis 25-Jährigen. Pikettys Forderung nach einer Umverteilung durch eine durch Steuern auf große Vermögen finanzierte „Erbschaft für alle“ wäre für jeden jungen Bürger ohne Vermögen ein enormer Zugewinn an Handlungsoptionen.

Hans Peter Heinrich

fiftyfifty in Aktion



Beim ihrem monatlichen Treffen haben die Verkäufer:innen von *fiftyfifty* jede Menge Schilder für die monatlichen Demonstrationen des „Tasche leer, Schnauze voll“-Netzwerkes geschrieben. Bei *fiftyfifty* geht es nämlich nicht nur um Mildtätigkeit und gute soziale Arbeit, sondern auch darum, dass Obdachlose ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen.

Foto: Julia von Lindern

Impressum

Herausgeber:

- Asphalt e. V. Düsseldorf
- Caritasverband Krefeld e. V.
- Teestube Jona, Frankfurt/M.
- Regionalbüro Duisburg
0157-39258878
- Verein für Gefährdetenhilfe, Bonn
0228-9857628
- SKM Mönchengladbach-Rheydt
- Gabe gGmbH Solingen/Bergisches Land
0212-5990131

Redaktion, Verlag und Vertrieb:

fiftyfifty
Jägerstraße 15, 40231 Düsseldorf,
Fon 0211-9216284 Fax 0211-2201889
www.fiftyfifty-galerie.de
info@fiftyfifty-galerie.de

Hubert Ostendorf (v.i.S.d.P.)
Kultur: Dr. Olaf Cless
Politik, Internationales:
Dr. Hans Peter Heinrich
Zeitgeschehen: Arno Gehring
Titel: Katharina Mayer

Gestaltung:

www.d-a-n-k-e.com

Druck:

Rheinische DruckMedien GmbH

Anzeigen:

Anzeigen geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!
fiftyfifty, 0211-9216284
Verbundschaltung (zusammen mit anderen Straßenzeitungen):
http://strassenmagazine.net

fiftyfifty-Galerie:

Öffnungszeiten:
Mo-Fr 10-11:30, 14-17 Uhr, Sa 11-14 Uhr
und nach Vereinbarung
info@fiftyfifty-galerie.de

streetwork:

Oliver Ongaro, 0171-5358494
fiftyfifty.streetwork@x-pots.de

fiftyfifty ist Mitglied im:

Paritätischen Wohlfahrtsverband
und im International Network of Street Papers (INSP)

Weitere fiftyfifty-Projekte:

www.fiftyfifty-galerie.de/projekte/

Viele wichtige Artikel von *fiftyfifty* und anderen Straßenzeitungen aus aller Welt (auch in Englisch und anderen Sprachen) auf der Seite des „International Network of Streetpapers“ (INSP) <http://de.streetnewsservice.org>

MIT DEM RADSCHLÄGER IN DIE WEIHNACHTSZEIT!

Eine große und vielfältige Auswahl an Geschenken für Familie, Freunde, Kunden oder einfach sich selbst.

Dieser Herbst wird unvergesslich und bunt!

Entdecken Sie unsere lässigen Hoodies, T-Shirts, Sweater und einzigartigen Schmuckstücke für Sie und Ihn – allesamt perfekte Begleiter für muckelig sonnige Spaziergänge am Rhein oder einfach zum Verschenken!

Design und Qualität made in Düsseldorf mit dem unverwechselbaren Radschlägermotiv nach dem Originalentwurf von Prof. Friedrich Becker aus dem Jahr 1960.

Perfekt zu Weihnachten!
Unser Regenbogen-Radschläger.
Schicker Sticker erhältlich bei
Ihren fiftyfifty-Verkäufer*innen.
Nur 5,- €



RADSCHLÄGER
EST. 1960
BY F. BECKER



Ihre Anfragen gerne an: shop@radschlaeger.com

Besuchen Sie unseren Webshop: www.radschlaeger.com

Beileger „vision:teilen“
und die Bonner
Austauschseiten
folgend

helfende hände

Eine Kurzinfo von vision:teilen: Einsam – in einer Stadt voller Leben //
Helfende Hände gegen Einsamkeit // Geschichten, die das Leben schreibt //
MEDIENLOTSE bei „hallo nachbar!“ werden! // **SO KÖNNEN SIE HELFEN**

vision : teilen

Eine franziskanische
Initiative gegen
Armut und Not e.V.



**WIR SUCHEN
EHRENAMTLICHE**

Hotline
0211. 6683373



Liebe Leserinnen und Leser,



Bruder Peter Amendt, Franziskaner und Leiter von **vision:teilen e. V.**

wir alle haben Hunger – Hunger nicht nur nach ausreichendem Essen, nach Lebensmittel, die uns guttun, sondern auch und oft vor allem nach einem lieben Menschen, der für uns da ist und bei dem wir spüren: Wir sind von ihm geschätzt, ja geliebt. Ohne solche Partner und gute Freunde, bei denen wir zuhause sind, ist unser Leben bedrückend, oft unerträglich. Kein Wunder, dass so mancher und so manche, dem oder der ein solcher Partner oder eine solche Partnerin fehlt, das Gefühl hat, es sei besser, nicht zu leben. Denn allein sein, einsam sein bedrückt und deprimiert, ja zerstört nicht selten das Gefühl, dass mein Leben einen Sinn hat.

Diese Einsamkeit, diese fehlende Heimat beim anderen ist heute mehr denn je wie eine Krankheit, die mehr und mehr Menschen befällt. Und das vor allem dort, wo die Zahl der Singles in den Wohnungen wächst und der einzelne, je älter er wird, sich allein gelassen vorkommt. Wer wüsste nicht davon ein Lied zu singen!

Düsseldorf ist eine solche Stadt, die vielen Menschen Heimat und Geborgenheit bietet, aber bei weitem nicht allen. Wer hier etwa als Behinderter in seinen vier Wänden lebt, spürt das ganz schmerzhaft. Denn über den Service der Pflege, Reinigung und des Essens hinaus ist er oder sie allein, auf sich gestellt, und so mancher vereinsamt, wird innerlich krank daran. Denn wir alle brauchen das „Du“ oder „Sie“, dem wir uns anvertrauen können, bei dem wir „zuhause“ sind.

Gerade weil dies so ist, sind Nachbarschaften so wichtig. Sie zu schaffen hat sich „hallo nachbar!“, ein Projekt des Vereins vision:teilen e.V., zum Ziel gesetzt – mit professioneller Hilfe und Begleitung, durch mehr als 143 Ehrenamtliche und ebenso viele begleitete „Nachbar*innen“. Eine Hexerei? Bestimmt nicht. Aber auch keine „Hilfe nebenbei“, sondern die ausgestreckte Hand engagierter Mitbürger*innen, die ihre Zeit für andere einsetzen.

Wie das geht? Nun, blättern und lesen Sie weiter! Denn es lohnt sich – es lohnt sich zu erfahren: Ich brauche nicht einsam zu sein. Es gibt einen Ausweg, und das auch für Sie und mich, wenn wir spüren, wir sind in Gefahr zu vereinsamen. Es gibt da eine Hilfe, und das zu wissen ist ganz wichtig. Deshalb denken Sie einmal auch an sich selbst: „Wie wird es einmal mit mir selber sein?!“

Ich grüße Sie herzlich. Ich hoffe, dass Ihnen immer eine Partnerin oder ein Partner zur Seite steht, wenn Sie ihn brauchen,

Br. Peter Amendt

WIR SUCHEN VERSTÄRKUNG

DAS KOSTBARSTE, WAS WIR VIELFACH HABEN, IST UNSERE ZEIT. WER SEINE ZEIT SPENDET, SCHENKT SICH SELBST!

Unsere Initiative „hallo nachbar!“ sucht ehrenamtliche Unterstützung in Düsseldorf

Jetzt informieren und ein soziales Engagement beginnen.

hallo nachbar!

WWW.HALLONACHBAR.ORG
WWW.VISION-TEILEN.ORG

vision:teilen

Eine franziskanische Initiative gegen Armut und Not e.V.

Stiftung
vision:teilen

IMPRESSUM

Herausgeber: vision:teilen – eine franziskanische Initiative gegen Armut und Not e. V. und

stiftung vision:teilen
Schirmerstraße 27
40211 Düsseldorf
Telefon (0211) 6683373
eMail: info@vision-teilen.org
www.vision-teilen.org

Spendenkonto: Stadtparkasse Düsseldorf
IBAN: DE42 3005 0110 0010 1790 26
BIC: DUSSEDDXXX

Redaktion/Autoren und Mitarbeit:
Br. Peter Amendt (Texte), Daniel Stumpe, Julia Ritter, Jessica Ohly, Marieke Schmale
Fotos: Adobe Stock, vision:teilen, Istock
Titelfoto: Istock
Layout: www.d-a-n-k-e.com

DÜSSELDORF

Einsam – in einer Stadt voller Leben

Hand aufs Herz: Haben Sie sich schon einmal so richtig einsam gefühlt, allein gelassen, ausgebremst? Gewiss, so mancher von uns kennt das, wenn es mit Freunden schiefgegangen ist, ein Erfolg versagt blieb oder Verbindungen, die für das Leben tauglich schienen, sich trennten und uns verletzt und enttäuscht zurückließen.

Aber das zeitweilige Verlassen-Sein und das Gefühl, allein gelassen zu werden, mögen uns einen Vorgeschmack von dem geben, wie es Menschen unter uns ergeht, die wirklich einsam sind und immer mehr vereinsamen. Sie leben in einem Umfeld, in dem sie niemanden haben, mit dem sie ihr Empfinden, ihre Gefühle, ihre Verlassenheit teilen können. So manchen von uns trifft diese Situation inzwischen, und das selbst inmitten einer lebensfrohen und boomenden Stadt wie Düsseldorf. Verarmt, der Partner verstorben, ohne lebendige Freundschaftskontakte – die Konstellation kann wechseln, die Wirkung ist die gleiche: Wir vereinsamen, so wie auf einer Wendeltreppe, die immer tiefer in ein Verlies führt.

Nicht wenige trifft es, und das nicht nur mit zunehmenden Alter und oft genug nach unserer „aktiven Phase“, solange wir noch im Berufsleben gestanden und den Kontakt zu Kolleginnen und Kollegen gehalten haben. Und kommt dann noch eine Behinderung

hinzu, die es uns unmöglich macht, ohne fremde Hilfe die vertrauten vier Wände zu verlassen und am täglichen Leben der Stadt oder auf dem Dorf teilzunehmen, dann wird Vereinsamung zum Schicksal, das oft genug mit schweren Depressionen einhergeht.

Wir alle wissen und spüren es: Wer lange genug sich ausgegrenzt fühlt, hat nicht mehr die Kraft und das Bestreben, den Kontakt mit anderen zu suchen. Stattdessen identifiziert er oder sie sich immer mehr mit der eigenen Situation, so dass die inneren Hürden immer höher werden, aus dieser Isolation auszubrechen.

Kein Wunder, wer so „ausgegrenzt“ ist, ist durchweg nicht zu sehen, fällt nicht auf, man hört ihn oder sie nicht. Und doch ist es eine wachsende Zahl von Mitbürgerinnen und Mitbürgern, die das am eigenen Leib spüren. Es ist wie eine zunehmende Volkskrankheit - die innere und dann auch äußere Vereinsamung und Isolation. Kann man dagegen etwas machen?

Die Antwort heißt: ja. Aber meistens geht es nur so, dass wir diese Mitbürgerinnen und Mitbürger aufsuchen, zu ihnen gehen, ihnen zuhören und sie auffangen, wo sie sind. Es ist eine Aufgabe, die Menschen braucht, die „das Herz auf dem rechten Fleck“ haben und bereit sind, sich auf den Nächsten, den Nachbarn und die Nachbarin, einzulassen – jene Alltagsengel also, ohne die unser Leben oft sehr düster ist. //



DÜSSELDORF

Helfende Hände – gegen die Einsamkeit

Für die Begleitung eines „Nachbarn“ benötigen wir **3,10 €/pro Tag**, für die Organisation und Infrastruktur. Etwa soviel wie eine Tasse Kaffee!

„hallo nachbar!“ in Zahlen (2022)

Projektbeginn	2013
Anzahl Mitarbeiter (Teilzeit)	4
Anzahl der betreuten Nachbarn	149
Anzahl engagierter Ehrenamtlicher	143
Besuche der „Nachbarn“ (pro Monat)	200
Was „bezahlt“ der hilfesuchende „Nachbar“	0,00 €
Finanzierung des Projektes	Spenden & Zuwendungen



Julia Ritter

Projektleiterin „hallo nachbar!“



Gott sei Dank gibt es eine wachsende Zahl von ehrenamtlich sich einsetzenden Nachbarschaftsinitiativen, die begriffen haben: Ohne die eigene Initiative geht es nicht! Eine von ihnen ist „hallo nachbar!“, ein Projekt von vision:teilen e.V., die in ganz Düsseldorf tätig ist. 2013 gegründet, hat sie sich der aufsuchenden Hilfe durch vier Sozialarbeiterinnen verschrieben, die inzwischen **über 143 Ehrenamtliche** und ebenso viele vereinsamte „Nachbar*innen“ begleiten, **Tendenz: ständig wachsend.**



„hallo nachbar!“

WIR SUCHEN WEITERE EHRENAMTLICHE UNTERSTÜTZUNG IN FOLGENDEN STADTBZIRKEN:

Eller, Lierenfeld, Vennhausen, Unterbach, Wersten, Holthausen, Reisholz, Benrath, Urdenbach, Hassels, Itter, Himmelgeist, Garath und Hellerhof.

Wir suchen aktuell gerne auch **männliche Ehrenamtliche**, die **zeitlich flexibel** sind um z. B. **Arztbesuche** zu begleiten oder **Einkäufe** zu übernehmen; **Nutzung eines Dienstwagens** ist möglich!

Das Projekt hallo nachbar! ist wie ein Baum, der von Zeit zu Zeit neue Äste hervorbringt. Begonnen als „Versuch-und-Irrtum“ – es gab keine Anleitung dafür -, hat sich 2020 im Raum Rath die Aktion gem:einsam entwickelt, die innerhalb von hallo nachbar das neue Element der Medienlotsen für ältere Menschen in die Aktion eingebracht hat. Im Bereich Oberbilk-Bilk ist der bewusste Schwerpunkt der Ausrichtung auf alleinwohnende vereinsamte Behinderte in den Blick genommen worden. All das ist „hallo nachbar!“: aufsuchende Hilfe, die Ehrenamt und das stabilisierende Element der Fachkraft zusammenbringt.

Entscheidend ist dabei, dass professionelle Begleitung schon von Beginn an dafür sorgt, dass die „Nachbar*innen“, die um Hilfe und Begleitung bitten, sich zu Anfang mit einem oder einer Ehrenamtlichen „beschnuppern“ können, um zu entscheiden, ob sie zueinander passen und sich verstehen, und diesen Prozess

dann auch weiter begleiten. Natürlich kann es sich in diesem Prozess erweisen, dass es zuweilen doch nicht wirklich klappt, und dann ist es Aufgabe der zuständigen Sozialarbeiterin, neue Konstellationen zu suchen. Zudem gilt es, durch regelmäßige Fort- und Weiterbildungsangebote und Treffen die Ehrenamtlichen dafür zu sensibilisieren, wo ihre Grenzen sind und ihr Wunsch zu helfen über das Ziel hinauschießt. Es ist ein Prozess wie das Leben selbst: voller Überraschungen, neuen Erfahrungen auch über die eigene Reaktion, und zugleich auch mit jenen zuweilen sich einstellenden kleinen und größeren Reibungen, die menschliches Zusammenleben mit sich bringt.

Dabei zeigt sich, dass letztlich dieser Einsatz beide bereichert: die Ehrenamtlichen und die Nachbar*innen, und oft genug wird aus der aufsuchenden Hilfe ein gegenseitiger Gewinn, eine Freundschaft, die das Leben beider lebenswert macht. //

DÜSSELDORF

Geschichten, wie das Leben sie schreibt

Julia Ritter ist die Leiterin von „hallo nachbar!“, gemeinsam mit den drei weiteren Sozialarbeiterinnen **Jessica, Marieke** und **Sonja**. Ihr „Markenzeichen“ ist der ständige Telefonkontakt mit den vielen anrufenden Nachbar*innen und Ehrenamtlichen sowie Interessent*innen auf beiden Seiten. Dabei passiert es nicht selten, dass allein schon die Hilfsbitten und Anrufe bewegende Schicksale erahnen lassen.

ZURÜCKGEBEN, WEIL ICH VIEL BEKOMMEN HABE.

Sie kommt von weither, und die Idee, sich ehrenamtlich zu betätigen, kam bei ihr erst im Laufe der Zeit. So jedenfalls sieht es **Edith*** selbst. Sie schreibt:

„Vor inzwischen 18 Jahren bin ich von der Elfenbeinküste nach Deutschland gekommen. Sechs Semester Jura-Studium hatte ich da bereits in der Tasche. Ich hatte ambitionierte Pläne, die wegen meiner Scheidung ins Wasser fielen. Plötzlich stand ich allein da. Durch die herausragende Unterstützung von engagierten Menschen konnte ich wieder Fuß fassen. Ich begann ein Wirtschaftsrecht-Studium. Tagsüber arbeitete ich hart, abends studierte ich und machte erst das Bachelor-, dann das Masterstudium. Heute bin ich sehr dankbar für die Unterstützung, die ich damals bekam. Ich will diese auf irgendeine Weise zurückgeben. Ich suchte in Düsseldorf nach Möglichkeiten mich zu engagieren und fand hallo nachbar! Heute begleitet Edith Helene, eine 73-jährige mit Multipler Sklerose, die die Krankheit in den Rollstuhl gezwungen hat. „Bewegungen fallen ihr immer schwerer“, so Edith. Dabei hat sie eine ganz große Achtung vor Helene und meint: „Wenn ich ehrlich bin, hat Helene ein schlimmes Schicksal. Ihre Art, wie sie damit umgeht, imponiert mir aber ungemein. Sie ist ein fröhlicher Mensch, immer gut angezogen und sehr gepflegt. Natürlich ist sie auch mal traurig. Trotz aller Rückschläge findet sie dennoch immer etwas Positives in den Dingen. Sie gibt mir viel Mut und ist mein Vorbild.“ //

NES ERZÄHLT VON SICH

Nes* sagt von sich, dass sie eine leidenschaftliche Podcasting ist. Sie betreibt einen Podcast „Dope & Damaged“ und macht alles dabei selbst - oder nahezu alles. Denn „lediglich beim Einstellen der Kamera und des Lichts brauche ich Hilfe. Warum? Ich bin blind.“ Und das kam so:

„Ich bin in Marokko geboren und kam mit zweieinhalb Jahren nach Deutschland. Bis zu meinem fünften Lebensjahr konnte ich sehen, dann nahm mir ein OP-Fehler das Augenlicht. Ich versuche mein Leben so normal wie möglich zu gestalten.“ Musik und Events füllen seitdem ihr Leben aus. Sie versucht so selbständig wie möglich ihr Leben zu führen. Diese Lebensqualität hat für sie jedoch stark zugenommen, seit sie in Kontakt mit „hallo nachbar!“ gekommen ist und von dort Unterstützung erfährt. Sie selbst unterstreicht das immer wieder. „Seit zwei Jahren“, so Nes, „bin ich bei „hallo nachbar!“ Ich bin sehr demütig. Die Dankbarkeit steht für mich an erster Stelle. Sie erdet einen extrem. Es gibt so viele Nörgler auf der Welt. Ich weiß es zu schätzen, was die Leute von hallo nachbar! leisten. Meine Ehrenamtliche heißen beide Christina und wir verstehen uns alle sehr gut. Sie gehen mit mir einkaufen, helfen Formulare ausfüllen und machen Erledigungen mit mir. Neulich waren wir zusammen essen und sind vorher beim Shoppen etwas über das Ziel hinausgeschossen. Wir hatten eine Menge Spaß. Ich habe wahnsinnig Glück mit den beiden. Wie das passt mit uns, ist schon toll. Die Leute von hallo nachbar! haben ein gutes Händchen bei der Vorauswahl.“ //

„MEIN BLINDER NACHBAR“

Aus der Begleitung der Nachbar*innen entwickelt sich oft eine tiefe persönliche Anteilnahme am Schicksal des oder der anderen. Daran erinnert sich **Günther*** lebhaft:

„Ich mag ihn gern, meinen „Nachbarn“: blind, seit über einem Jahr einseitig gelähmt, das Gehen im Rollstuhl verlernt, heute in einem Altenheim innerlich für sich allein, dennoch geistig rege und jünger als ich selbst. Sein Leben ist kein Zuckerschlecken, aber unsere Freundschaft ist ihm Lebensinhalt. Und mir auch.“

Warum ich das schreibe? Nun einfach deswegen, weil mir hallo nachbar! mit den vielen menschlichen Beziehungen zwischen meist jungen Ehrenamtlichen und vereinsamten, aber weiterhin lebenshungrigen „Nachbarn“, viele davon behindert, ans Herz gewachsen ist – so wie Claus, „mein“ Freund und Nachbar. Schon der Gruß sagt es: „hallo nachbar!“ Du bist mein Nachbar. Du gehörst zu mir, auch wenn wir nicht in derselben Straße, demselben Dorf oder derselben Wohngemeinschaft leben. Aber Du interessierst mich und ich interessiere mich für Dich. Wir brauchen einander, wir nehmen aneinander teil, wir sind uns nicht gleichgültig.“ //

*Name von Redaktion geändert

DÜSSELDORF

Neue Welten eröffnen – Unsere Medienlotsen

**MEDIENLOTSEN
GESUCHT**

Anruf unter:
0211. 6683373

Foto: Adobe

Vor knapp drei Jahren hat „hallo nachbar!“ im Norden Düsseldorfs unter der Leitung der Sozialarbeiterin **Jessica Ohly** mit dem Projekt „gem:einsam“ eine neue Initiative gestartet, um älteren Menschen in Einsamkeit einen bis dahin oft verstellten Zugang zur digitalen Welt der Kommunikation zu eröffnen. Das Stichwort dafür sind die **ehrenamtlichen Medienlotsen**, die dort in „hallo nachbar!“ erstmals zum Zuge kommen.

Diese Medienlotsen, so Jessica, „helfen Menschen, vor allem Senior*innen, im Internet oder mit technischen Geräten fit und selbständig zu werden. Viele Menschen haben den Anschluss an die Digitalisierung verloren und sind so gesellschaftlich abgehängt, gerade in Corona-Zeiten. Viele unserer „Nachbar*innen“ sind einsam und haben häufig keine Unterstützung durch Angehörige. Die Medienlotsen fahren zu den Nachbar*innen nach Hause und schauen ganz individuell, wie der Bedarf ist und wo geholfen werden kann. Einige Einsätze sind einmalig, z.B. bei kleineren Problemen mit dem Smartphone oder dem Fernseher. Manchmal begleiten die Medienlotsen die Menschen jedoch auch länger, z.B. wenn ein Senior oder eine Seniorin sich ein neues Smartphone angeschafft hat und Un-



„hallo nachbar!“

terstützung bei der Einrichtung benötigt oder auch wenn jemand das Internet vollständig kennenlernen möchte. Dafür können wir den Senior*innen auch Geräte ausleihen, um erstmals zu schauen, ob sie mit der Technik zurechtkommen.“

Was so technisch klingt, bedeutet in der Praxis aber eine riesige Erweiterung der Kommunikation und der Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Dabei bleibt es wichtig, dass alles „mit menschlichem Gesicht“ verbunden ist und hilft, miteinander „Mensch zu sein“ und sich als Menschen mit Mut und liebendem Herzen zu begegnen. Denn dann gibt es keine Barrieren – auch keine Barrieren der Einsamkeit -, die zu hoch sind, um sie nicht doch zu übersteigen und gemeinsam Leben zu gestalten. //

DÜSSELDORF

Gemeinsam kommen wir voran!

AKTUELLE HILFSANFRAGE ++ Gesellschaft gesucht ++

Eine Dame im SB 7 ist zwar an eine Einrichtung des betreuten Wohnen angebunden, sucht aber jemanden, der sie zu dem ein oder anderen Arzttermin begleitet und außerdem mit ihr Gesellschaftsspiele „zockt“. Dabei soll es kein „langweiliges Mensch-Ärgere-Dich-Nicht“ sein, sondern ruhig etwas Anspruchsvolleres: Die Siedler von Catan, Monopoly oder Ähnliches. Sie freut sich über eine männliche Unterstützung, gerne auch jemanden mit einem „frischen“ Geist.

Julia Ritter unter 0211-153060,
oder per Mail an:
hallonachbar@vision-teilen.org.

Gem:einsam gegen einsam“ – dieses Wortspiel zeigt, was die Wirklichkeit uns immer wieder lehrt: Wir kommen immer nur gemeinsam weiter, nie letztlich allein. Dies gilt auch für uns in vision:teilen bei unseren Projekten, die Menschen helfen wollen, die sich oft genug allein am Rand der Gesellschaft wiederfinden.

Für sie sind wir da – für die Vereinsamten und Verarmten durch den Projektbereich „hallo nachbar!“ mit seinen Ehrenamtlichen und den vier begleitenden Sozialarbeiterinnen, für die Obdachlosen auf der Straße durch den aufsuchenden „gutenachtbus“ fünfmal pro Woche in der Nacht mit ca. 60 Ehrenamtlichen und hauptamtlicher Leitung, und durch das Projekt „housing first“ für ehemalige Obdachlose, die damit die Straße dauerhaft verlassen und wieder in das normale Leben integriert werden. Immer geht es um Mitbürgerinnen und Mitbürger, die am Rande der Gesellschaft und im Schatten unserer Wohlstandsgesellschaft stehen. Für sie sind wir in Düsseldorf da. Dies wollen wir auch weiter tun, und das mit Ihrer Hilfe. Denn nur so werden wir ihnen gerecht. //



„hallo nachbar!“

Das Team der Sozialarbeiterinnen:

Sonja Vandamme
Julia Ritter (Projektleitung)
Jessica Ohly
Marieke Schmale
Fotos: vision:teilen



Sonja Vandamme



Julia Ritter



Jessica Ohly



Marieke Schmale

Spendenaufruf

3 Projekte – 1 Vision: vision:teilen hilft unseren Mitmenschen in Not. Dafür brauchen wir IHRE HILFE:



housingfirst

SPENDENKONTO:

VISION:TEILEN, IBAN: DE42 3005 0110 0010 1790 26

BIC/SWIFT: DUSSEDDXXX Stichwort: 2022-11-01

Bonner
Austauschseiten
folgend

Liebe Leserinnen und Leser,

manchmal verlässt uns ein Mensch, der tiefe Spuren in unserer Erinnerung hinterlässt. Solch ein Mensch war Thomas Beckmann. Er wurde sehr vielen Bonnerinnen und Bonnern bekannt, als er Jahr für Jahr, meist in der Bonner Kreuzkirche, mit seinem Cello auftauchte und damit im Rahmen eines Konzertes seinen Beitrag zur Hilfe für wohnungslose Menschen leistete. Er gründete die Organisation „Gemeinsam gegen Kälte“, dessen wesentliche Einnahmequelle die Spenden seiner sog. „Kälte-Konzerte“ war, ergänzt durch eigens für diesen Anlass herausgegebene CDs mit seiner Cello-Musik. Als Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe kümmerten wir uns in Absprache mit Thomas Beckmann um die Organisation der Konzerte und benannten viele unterschiedliche Zwecke, für die wir die Einnahmen zugunsten obdachloser Menschen verwandten. Und nun erfuhren wir, dass er nach schwerer Krankheit gestorben ist.

Uns fehlt er nicht nur, weil er mit den Cello-Konzerten im wahrsten Sinne Geld „ein-spielte“ für Menschen, die in Bonn obdachlos sind, oder weil er uns mit seinen Konzerten Gelegenheit gab, die Öffentlichkeit auf aktuelle Notlagen und Bedarfe hinzuweisen. Dieser Mensch hat vor allem seine Spur in unseren Herzen hinterlassen, hat uns beeindruckt in seinem Mut, sich ganz alleine auf den Weg zu machen und mit seinem Instrument etwas zu bewegen. Später wurde er dabei tatkräftig unterstützt von seiner Frau Kayoko-Beckmann.

Wir werden Thomas Beckmann mit seinen „Gemeinsam-gegen-Kälte“-Konzerten immer mit Zuneigung und Respekt vor seinem Engagement in Erinnerung behalten. Er hat sich wahrlich seinen Platz in der Geschichte der Wohnungslosenhilfe mit dem Cello erspielt. Danke, Thomas Beckmann!

Ihr Verein für Gefährdetenhilfe

Wir danken allen sehr herzlich, die die Projekte von *fiftyfifty* unterstützen und unterstützt haben. Unser Spenden-Konto lautet:
Verein für Gefährdetenhilfe (VFG)
IBAN: DE31 3705 0198 1937 0042 06
BIC: COLSDE33
Sparkasse KölnBonn

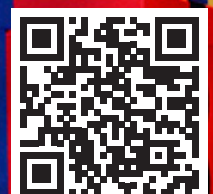
Und wieder denke ich auch an Dich ... Weihnachtstaschenaktion des Verein für Gefährdetenhilfe 2022

Auch dieses Jahr möchte der VFG an ca. **1000 Menschen** in besonderen sozialen Schwierigkeiten Weihnachtsgeschenke verteilen. Wir suchen SpenderInnen, die eine Weihnachtstasche für jemanden mit Leckereien und sonstigen schönen und praktischen Kleinigkeiten befüllen möchten. Weitere Infos zum Ablauf und Inhalt der Taschen finden Sie unter:

<https://www.vfg-bonn.de/weihnachtstaschen2022/>

Mail: oeffentlichkeitsarbeit@vfg-bonn.de

Tel: **0228/98576-28**



DMB

Deutscher Mieterbund
 Bonn/Rhein-Sieg/Ahr e.V.

Wir sind Experten für sicheres Wohnen.
 Wir vertreten in Bonn, dem Rhein-Sieg-Kreis
 und an der Ahr über 22.000 Haushalte.
 Wir arbeiten daran, dass die Mieter ihr
 Recht bekommen.

Wohnen ist ein Menschenrecht!

So erreichen Sie uns:
 Mieterbund Bonn/Rhein-Sieg/Ahr e.V.
 Noeggerathstraße 49 · 53111 Bonn
www.mieterbund-bonn.de
info@mieterbund-bonn.de
 Tel: (02 28) 94 93 09-0 Fax: -22

50 Steine für ein Zuhause!

Zosamme stonn - vun Hätze unterstützt
das **Housing-First** Projekt beim *Verein für Gefährdetenhilfe*



Für Fragen und weitere Informationen stehen Ihnen gerne zur Verfügung:

Zosamme stonn - vun Hätze

Hans-Joachim Fandel und Ulla Fenger

Mobil: 0172 2509571

Mail: zosammestonn@web.de

Facebook: Zosamme stonn - vun Hätze

Instagram: Zosamme stonn - vun Hätze

**Verein für Gefährdetenhilfe e.V./VFG
gemeinnützige Betriebs-GmbH**

Susanne Fredebeul

Tel: 0228 9857628

Mail: oeffentlichkeitsarbeit@vfg-bonn.de

VFG Stiftungskonto:

Sparkasse KölnBonn

IBAN: DE66 3705 0198 1901 3015 62

BIC: COLSDE33XXX

Fotos: Susanne Fredebeul

Die Bonner Initiative **Zosamme stonn - vun Hätze**, bestehend aus Ulla Fenger und Hans-Joachim Fandel, führt seit 2020 ehrenamtlich verschiedene Spendenaktionen und -projekte für wohnungslose und bedürftige Menschen durch, die beim Bonner Verein für Gefährdetenhilfe betreut werden.

Es werden beispielsweise warme Mahlzeiten, Grillfeste und allerlei notwendige Dinge organisiert, die den meist wohnungslosen und suchtmittelabhängigen Menschen das Leben etwas erleichtern. Einen Jahreshöhepunkt stellt das jährliche Martinsessen dar, bei dem im November etwa 150 wohnungslose und bedürftige Menschen zu einem Festessen eingeladen werden.

Nun hat sich Zosamme stonn etwas Neues ausgedacht: Unter dem Titel 50 Bausteine für Housing-First erhalten Privatpersonen, Organisationen, Vereine, Firmen etc., die 2.000,00 € oder mehr spenden und somit den Ankauf einer Wohnung durch die Stiftung des Verein für Gefährdetenhilfe für einen obdachlosen Menschen unterstützen, einen streng limitierten, bedruckten Baustein als Dankeschön. Joachim Fandel, einer der Ideengeber, betont: „Es ist ein kleiner Stein für den Spender und ein großer Schritt Richtung Zuhause.“ Ulla Fenger ergänzt: „Die Aktion 50 Steine für ein Zuhause ist eine gute Möglichkeit etwas wirklich Sinnvolles zu tun. Wir freuen uns über jeden der mitmacht, auch Firmen und andere Institutionen sind eingeladen zu spenden.“ Susanne Fredebeul, Öffentlichkeitsarbeit des VFG, bekräftigt: „Wir sind als VFG sehr dankbar, dass wir mit dieser tollen Unterstützung hoffentlich in Kürze einem weiteren wohnungslosen Menschen zu einem Zuhause verhelfen können. Alle vier Personen, die bereits in einem der Housing First Appartements leben, sind zufrieden und leben glücklich in ihren eigenen vier Wänden. Danke an Zosamme stonn für diese super Idee, danke an Stuck Belz für diesen gelungenen Baustein und danke an alle SpenderInnen, die das Projekt Housing First unterstützt haben und es zukünftig noch tun werden.“

Zum Housing-First-Ansatz: 2019 hat sich die VFG-Stiftung dazu entschieden, in Kooperation mit dem Paritätischen NRW und seiner Mitgliedsorganisation Asphalt e.V./fiftyfifty auch in Bonn das Housing-First Konzept umzusetzen. Die Implementierung und Durchführung wurde durch das Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales NRW bis November 2020 gefördert. Bei Housing-First bekommen wohnungslose Menschen als erstes eine reguläre Wohnung, in der Regel ein kleines Appartement. Housing-First bedeutet somit: Mit den Wohnungslosen wird direkt ein normales,

unbefristetes Mietverhältnis mit allen Rechten und Pflichten abgeschlossen. Nach Bezug der Wohnung werden die neuen Mieter dann ermutigt, ihre individuellen Probleme anzugehen. Hierbei werden sie durch wohnbegleitende Hilfen seitens des Verein für Gefährdetenhilfe beim dauerhaften Wohnungserhalt unterstützt. Verschiedene Studien belegen, dass Housing-First nicht nur mehr Menschen dauerhaft von der Straße holt, sondern auch kostengünstiger ist als die sonst übliche wiederholte Unterbringung in wechselnden Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe. Housing-First beendet somit Wohnungslosigkeit unmittelbar und bietet wohnbegleitende Hilfen zum dauerhaften Wohnungserhalt an.

Zur Spendenaktion von Zosamme stonn: Mietwohnungen sind schwer zu finden und zum Wohnungskauf fehlt sozialen Organisationen oft das Kapital. Derzeit verfügt der VFG im Rahmen von Housing-First in Bonn über vier Appartements. Mit der Aktion 50 Bausteine möchte Zosamme stonn - vun Hätze den Kauf eines weiteren Appartements finanzieren. Mit den erzielten Spenden wird dem VFG Bonn die Möglichkeit gegeben, ein weiteres Appartement zu kaufen und somit einem obdachlosen und bedürftigen Menschen in Bonn dauerhaft ein Zuhause zu geben. Die Spende geht direkt an die VFG-Stiftung, von der auch eine Spendenquittung ausgestellt werden kann. Als symbolisches Dankeschön erhalten alle Spender, die mehr als 2000,- € spenden, einen von Stuck Belz, Bonn gestalteten Baustein (Nummerierte Auflage 1-50).

Die ersten Steine sind bereits reserviert, nun möchten wir weiteren Menschen die Möglichkeit geben, das Projekt zu unterstützen und ein Zuhause für einen wohnungslosen Menschen zu schaffen. Wir suchen Unterstützerinnen und Unterstützer, die uns Geld spenden sowie Menschen, die uns Wohnraum (unvermietete Ein-Personen-Appartements) zum Kauf anbieten. **f f BONN**

Bleibe.

Nicht hier.

**Housing First beim
Verein für Gefährdetenhilfe**

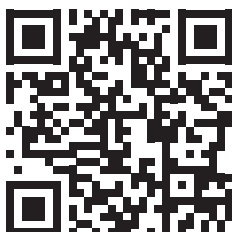


Jüdischer Alltag in Bonn – eine Bestandsaufnahme

von Andreas Olsen



Die Grafikerin **Maria Peter-Filatova** vor einem Bild in ihrer Ausstellung. Es zeigt den Dissidenten und Dichter Alexander Delfinov, der seit mehr als 20 Jahren in Bonn lebt und sich unter anderem für die Menschenrechte Drogenabhängiger im russischsprachigen Raum einsetzt, siehe QR-Code. Foto: *Andreas Olsen*



In Bonn gibt es ein Kippa-Verbot. Das Tragen der traditionellen Kopfbedeckung in der Öffentlichkeit wurde jüdischen Männern von der Gemeindevorsitzenden Margaret Traub untersagt. Ihr Wort hat Gewicht, weit über den Zentralrat der Juden hinaus. Sie habe sich angesichts permanenter Anfeindungen und Übergriffe nicht anders zu helfen gewusst, erklärt sie bekümmert. Nach dem Anschlag auf die Bonner Synagoge im vergangenen Jahr stand sie selbst unter Polizeischutz. Es sei schwer Jüdin zu sein, nicht nur in Bonn oder Deutschland, sondern in aller Welt, sagt die gebürtige Pariserin. Lieber verzichte ich auf ein Stück Freiheit, als womöglich Menschenleben zu gefährden, legitimiert Margaret Traub ihr Kippa-Verbot.

Die Bonner Gemeinde, die zu klein für einen eigenen Rabbiner ist, lädt regelmäßig zu Veranstaltungen ein, aber 20% der Mitglieder sind über 80 Jahre alt und in Zeiten von Corona wurde der Kalender merklich ausgedünnt. In jüngster Zeit kam es zu einem tiefgreifenden politischen Streit, denn mehr als 90% sind Zuwander*innen aus der ehemaligen Sowjetunion mit ihren Nachkommen. Manchmal gehe der Riss mitten durch die Familien, sagt Maria Peter-Filatova, die aus Moskau stammt, sich aber in der Ukrainehilfe engagiert. Die Grafikerin ist Jüdin von Herkunft und Glauben und gemeinsam mit Gleichgesinnten entwickelte sie das Projekt „Juden in Bonn“

„Juden in Bonn“ – Ein Projekt zur Völkerverständigung

Das Projekt entstand im Zuge des Festjahres „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Zentrales Anliegen ist es, ein Stückweit zum Verständnis heutigen jüdischen Lebens im Raum Bonn beizutragen. Im Rahmen einer Wanderausstellung portraitiert Maria zwölf sehr unterschiedliche Menschen. Es sind Lebenslinien wie die von Rav, dem ukrainischen Ingenieur, der hier von Gelegenheitsjobs lebte, zum

Für Menschen in Wohnungsnot

- Notübernachtung für Männer (Aufnahme rund um die Uhr)
- Fachberatung
- Wohnhilfen für Männer
- City-Station mit Mittagstisch

Telefon 0228 985320
53111 Bonn • Thomastraße 36

Glauben fand und nun Friedhofsdirektor ist. Oder die Geschichte von Natascha aus Leningrad, die Ingenieurin war und sich hier mit einer eigenen Bibliothek ihren Lebenstraum erfüllen konnte. Prägend für das Projekt war Schulamith, die aus einer Familie von Holocaustüberlebenden stammt, die deutschen Jüdinnen eine Stimme verleiht, sich für den Dialog zwischen Palästinensern, Israelis und Deutschen einsetzt. In Texten und mittels QR-Code neben den Bildern werden diese Menschen in Herkunft, Identität und Glauben greifbar. Schulklassen besuchen die Ausstellung und lernen so Dinge, die weit über das Curriculum hinausgehen, von den gemeinsamen Wurzeln jüdischen und christlichen Glaubens bis hin zum jüdischen Alltag, den Riten und Gebräuchen.

kehrten einige wenige heim in das Land, das für die Grauen der Shoa verantwortlich gezeichnet hatte. Dass sie es taten, so wie die Eltern von Schulamith, erforderte nicht nur extrem viel Lebensmut und Leidensfähigkeit. Es erforderte die Kraft zu verzeihen und den Glauben an Liebe und Güte.

Demgegenüber standen diejenigen, die unfähig waren zu trauern. Margarete und Alexander Mitscherlich haben das deutsche Trauma und das jüdische Leid bereits 1967 treffend analysiert. Und angesichts der positiven Aura von Maria und ihren Mitstreiter*innen mag sich mancher fragen, warum es an dieser Stelle überhaupt Erwähnung findet. Nun - Maria hat Morddrohungen erhalten. Gespeist aus Hass. Man hat gedroht sie umzubringen, weil sie sich für jüdisches Leben in Deutschland engagiert. Sie steht unter Polizeischutz. Nenn mich naiv, sagt sie, aber ich hab` keine Angst. Ich tue das Richtige und ich werde mich nicht verstecken, erklärt die zweifache Mutter. Das Kippa-Verbot lehnt sie ab. **ff BONN**

Der lange Schatten des Antisemitismus

Vor 84 Jahren brannten die Synagogen, wenig später brannte die ganze Welt. Mittendrin ein Volk, das fast ausgelöscht wurde. Trotzdem

Auf den Spuren jüdischen Lebens in Bonn

Text und Fotos: Andreas Olsen

Eine Stadtführung* beginnt am kleinen jüdischen Friedhof im heutigen Ortsteil Castell. 1873 als linksrheinische Ergänzung zum alten Friedhof in Schwarzrheindorf eröffnet, ist diese Begräbnisstätte auch ein Sinnbild der wechselvollen Geschichte. Von einer Blütezeit im 19. Jahrhundert, als die jüdische Gemeinde zeitweise mehr Mitglieder als die der Protestant*innen hatte, über das Inferno des Dritten Reiches, bis heute, da die Gemeinde knapp 1000 Gläubige umfasst.

Im Eingangsbereich des jüdischen Friedhofs an der Römerstraße stehen zwei Mahnmale: Das eine zum Gedenken an die Opfer der Shoa, das andere in Erinnerung an die gefallenen Soldaten der jüdischen Gemeinde im 1. Weltkrieg - im Bild zu sehen ist die Tafel mit den Namen der Gefallenen.



Vom Friedhof aus begibt man sich auf Spurensuche quer durch die Nordstadt. Immerhin ist die jüdische Gemeinde in Bonn eine der ältesten in Deutschland. Eine erste urkundliche Erwähnung stammt aus der Zeit der Kreuzzüge um das Jahr 1096. Im Laufe der Jahrhunderte veränderte sich das Leben der jüdischen Bevölkerung. Es gab Zeiten

brutaler Verfolgung wie in den Pestjahren 1348/49, lange Zeiten der Ausgrenzung, die im 18. Jahrhundert zu Judengasse und Ghetto führte, aber auch Phasen der Prosperität, die im Neubau einer repräsentativen Synagoge 1879 ihren Ausdruck fand. Man lauscht den Worten des Stadtführers und hält inne an Gedenktafeln und Stolpersteinen für de-



portierte und ermordete Mitbürger:Innen. Wo einst die Synagoge stand thront, nun ein Luxushotel. Ein karger Rest der Fundamente verbirgt sich hinter einer Hecke am Straßenrand gegenüber des Mahnmals am Rhein.

Das Synagogenmahnmal am Moses-Hess-Ufer. Am 10. November findet hier die zentrale Gedenkveranstaltung mit Oberbürgermeisterin Katja Dörner sowie Dr. Margaret Traub, Vorsitzende der Bonner Synagogengemeinde, statt. Die Synagoge in der ehemaligen Tempelstraße war eine von insgesamt fünf jüdischen Gotteshäusern in der Region, die alle zerstört wurden (Poppelsdorf, Beuel, Bad Godesberg, Mehlem). Heute gibt es eine neue Tempelstraße und eine neue Synagoge. Sie liegen weiter südlich und sind nicht Teil dieses Rundgangs. Dieser endet an der Universität, an der einst große jüdische Geister lehrten oder studierten, etwa Heinrich Heine, Karl Marx, oder Nobelpreisträger Otto Wallach. Wer Lust und Zeit hat, kann dem Stadtführer noch nach Beuel zum alten jüdischen Friedhof folgen. Er ist, wie sein linksrheinisches Pendant in Castell, eines der wenigen noch erhaltenen Zeugnisse jüdischer Geschichte in Bonn.



* buchbar unter www.stattreisen-bonn.de

NACHRUF AUF INGO

Viel zu früh und unerwartet
müssen wir Abschied von Ingo nehmen.
Er war für viele ein guter Freund
und treuer Wegbegleiter.
Jahrelang und jeden Tag hat er mit viel
Freude und Engagement die *fiftyfifty*
in der Bonner Innenstadt verkauft und
wird auch von seinen zahlreichen Stamm-
kund:innen schmerzlich vermisst werden.
Ingo hatte ein großes Herz und ein immer
offenes Ohr.
Er liebte es, mit viel Geduld alte Dinge
zu reparieren und mit seinen
Freunden unterwegs zu sein.

Du fehlst uns!

Ingo,
mein bester Freund und Kumpel.
Ich stelle mir immer wieder die Frage: Warum ausgeredet
so früh und das dir nicht auf mich gehört hast!?
Du hattest dich doch so gut von mir leiten bzw.
führen lassen. Nun ja, die 4 Jahre werde ich auf
keinen Fall vergehen, die Höhen und Tiefen - lachen und
weinen, den Tagesablauf von einander^{zu} erzählen.
Manche Leute waren sogar eifersüchtig und meidig das
unsere Freundschaft so dick war.
Das verkaufen der Fifty gab uns zusätzlich ein Halt.
Morgens zur VFG einen Kaffee und etwas essen.
Danach sagtest du immer: Ich geh arbeiten und musste
mit einem zusammen grinsen. (wegen dem Wort: Arbeiten).

EINLADUNG zum Gottesdienst für Unbedachte

Die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in
Bonn (ACK Bonn) lädt in die **Namen-Jesu-Kirche**
in der Bonngasse 8 ein.

**Am 12. November 2022
um 12.00 Uhr**

Wir gedenken der Mitmenschen, die in den
letzten Monaten verstorben sind und auf Veran-
lassung der Stadt Bonn, meist ohne persönliche
Trauerfeier, bestattet wurden. Sie hatten oft
keine Angehörigen oder Verwandten, sie hatten
teilweise kein Geld für eine Trauerfeier, es gab
nicht immer Menschen, denen sie etwas bedeu-
tet haben und die sie vermissten, manche lebten
auf der Straße. Es werden die Namen der Verstor-
benen verlesen und in einem besonderen Ritus
wird für jede und jeden eine Kerze entzündet. Die
ACK freut sich über alle, die an dem Gottesdienst
teilnehmen.